



Berlin, den 13. Februar 1904.

Der Krieg.

Der Bürger: Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei. Auch in der Woche schmeckt prächtig. Und es war hohe Zeit, daß man wieder was fürs Gemüth vorgesetzt bekam. Langeweile, wie in den Hundstagen. Leitartikel über die Gerichtsvollzieherordnung, die Kassenärzte, den Flaschenbierhandel, die Beaufsichtigung des Amtsrichters. Im Reichstag Sozialpolitik, im Landtag Kaltblüter und Borstenvieh. Nach zehn Minuten war man morgens mit seiner Zeitung fertig. Nicht einmal die Rede, die unser Kaiser für drei amerikanische Bibliotheken in den von einem Professor aus Harvard nach Berlin gebrachten Phonographen gesprochen und der er den Titel „Tapferkeit im Schmerz“ gegeben hat, haben die Leute abgedruckt; wahrscheinlich müssen wir warten, bis der Wortlaut übers große Wasser zurückkommt. Kalesund und die Hereros hatten ihre Schuldigkeit auch schon gethan. Hundert Deutsche getödtet; schauerhaft. Aber wer zwang sie, aus der schönen Heimath unter die Wilden zu gehen? Jetzt wirds lebendiger. Gestern und heute ein Extrablatt zum Mittag und morgens und abends ganze Seiten nur mit Depeschen gefüllt. Sogar schon eine Karte vom Kriegsschauplay, damit man weiß, wo Port Arthur und Mukden, Tschemuipo und Weihaiwei liegt; Alles östlich von Greenwich. Und aus allen Hauptstädten Ansichten, Stimmungen, Urtheile aktiver und inaktiver Staatsmänner. Wer sich ordentlich dahintersezt, kann vom Sofa aus jede Operation mitmachen. Ich bin natürlich für Japan. Die Kerlchen verstehen und sind nicht so schwerfällig wie unsere armen Buren. Famos,

wie sie die faulen Finten der Petersburger durchkreuzt haben; und mit ihren Torpedos dann gleich zwei russische Panzerschiffe und einen Kreuzer ruiniert. Statt jeder besonderen Meldung. Lange genug hatten sie ja auf Antwort von dem Herrn Zaren gewartet. Drauf wie Bieten aus dem Busch. Die echten Preußen des Ostens. Meine Kurst-Kiew und Wladikawkas bin ich seit Juni los. Und ein Barbarenland bleibt. Warum giebt Nikolaus nicht eine Verfassung und läßt seine Bauern wenigstens Lesen und Schreiben lernen? Der kleine Japaner nebenan, von der Technischen Hochschule, spielt Stat und Schafskopf wie Unserens. Das sind Menschen, die in die moderne Welt passen und wissen, was bei uns zu holen ist. Parlament, Pressefreiheit; Armee und Flotte tadellos. Aus Rußland liest man alle paar Tage die schrecklichsten Geschichten. Die Talglühtresser werden jetzt verhauen, daß es so raucht. Wird der frechen Sorte gut thun und uns Nutzen bringen.

Die Zeitung: Wer nach dem äußeren Schein urtheilt, wird die offizielle russische Darstellung bestätigt finden, die den Japanern die ganze Verantwortlichkeit zuschiebt. Sie haben die russische Note nicht abgewartet, die diplomatischen Beziehungen zum Zarenreich gelöst und ohne Kriegserklärung vor Port Arthur in mitternächtiger Stunde den Kampf begonnen. Das Alles ist richtig; und trotzdem wird die europäische Jury sicher das Moskowitertum schuldig sprechen. Der Kolos mit den thönernen Füßen hat die Geduld der im Osten aufstrebenden Großmacht überschätzt. Japan konnte sich nicht hinhalten lassen, bis der Feind, der es mit Versprechen und Verträgen bekanntlich nicht so genau nimmt, seine Rüstung zu Land und zu Wasser beendet hatte. Das aber war der Zweck der petersburger Zauderpolitik. Wer weiß, wie bald Rußland neue und gefährlichere Enttäuschungen erleben wird? Mit entschlossener Kühnheit hat das Reich der aufgehenden Sonne den Kampf gewagt, den selbst Großbritannien bisher immer scheute. Die Vorherrschaft in Asien steht auf dem Spiel. Seit Jahrzehnten hat die Kulturwelt kein so gewaltiges Ringen erlebt. Unserem Vaterland ist die Rolle des neutralen Zuschauers angewiesen und die weise Mäßigung des leitenden Staatsmannes bürgt dafür, daß unsere Politik diese Bahnen nicht verlassen wird. Sympathien sind freilich nicht zu erzwingen; und wo der Geist fortjochreitender Civilisation sich todesmuthigem Patriotismus vereint, kann Niemand . . .

Der Ideologe: Endlich erlebe ichs. Die Buren versprochen viel und hielten wenig. Statt den letzten Mann zu opfern, schlossen sie Frieden. Auch nur auf ihren Vortheil bedacht. Immerhin ist und bleibt England ein Kulturstaat: das Erbreich der Freiheit. Aber die Russen! Seit der Knaben-

zeit haſſe ich ſie von ganzem Herzen; ſeit Paſkewitſch über die Karpathen kam und Koſſuth bei Biſagos vor Rüdiger kapituliren mußte. „Ungarn liegt Eurer Majeſtät zu Füßen!“ Paſkewitſchs Brief an Nikolaus konnte ich nie vergeſſen. Stets und überall war Rußland die Stütze, der Hort aller Tyrannei. Fromm, ſchmutzig, myſtiſch; ein Sklavenvolk. Meinetwegen. Gerade als Realpolitiker aber freue ich mich der Hiebe, die ihnen jetzt ſicher ſind. Wie ein Mammutkladaver verpeſten ſie Europa. Japan wird aufräumen. Schon der erſte Schlag zeigt die Ueberlegenheit. Ein Riesenglück für uns. Wir brauchen uns nicht zu rühren und werden vor dem weißen Schrecken befreit.

Die Börſe: Alles ſtand gut. Auch als kleiner Mann konnte man wieder ein paar Groſchen verdienen. Baltimore. Die Turbine. Der Stahltruſt. Und nun dieſer Sturz! Nicht nur in Ruſſenrente und aſiatiſchen Papieren; die feiſten Banken bröckelten, Harpener, Bochumer, der ganze Montanmarkt bebte und von allen Seiten kamen Jammerkurſe. Japaniſcher Schrecken, ſagten die Pfuſcher. Kein Wunder. Jeder Kriegstag koſtet viele Millionen; und woher das Geld nehmen, wenn nicht aus Induſtrieanlagen und Bankgeſchäft? Monate lang wird aller Export nach Oſtaſien, wahrſcheinlich auch nach Rußland ſtocken. England, das ſelbſt ſeit Südaſrika noch feſtliegt, wird ſich entblößen, um Japans Athem zu verlängern. Das Geld wird knapper werden als in der ſchlimmſten Zeit des Burenkrieges. Rhedereien und Bahnen leiden. Länder, die nicht mehr im früheren Umfang exportiren können, laſſen auch nur noch die unentbehrlichſten Waaren herein. Prolongationen und Moratorien. Rußland könnte genöthigt werden, ſeine ausländiſchen Guthaben einzufordern. In Frankreich kann die Furcht vor noch höherem Kursverluſt den kleinen Rentier nerods machen; und wenn ein Maſſenangebot die ſieben Milliarden Ruſſenwerthe, die in franzöſiſchem Beſitz ſind, ſtürmiſch herabdrückt, iſt das Ende nicht abzusehen. Unverſucht werden die Engländer dieſes Mittel nicht laſſen. Dabei iſt noch nicht mal ſicher, ob in dem Krieg ſo viel zerſtört wird, daß nachher ein boom kommt und man ſich erholen kann. Ein fauler Friede iſt ſehr möglich; dann ſind beide Gegner für Jahre erſchöpft und ihre Finanzen noch kränker als jetzt. Und wer bürgt dafür, daß keine Macht ſich einmiſcht und ein Weltkrieg entſteht? Daß Rußland ſeine ungeheure Zinſenſumme weiterzuzahlen vermag? Hätte mans nur geahnt! Die Regierung hat uns in Sicherheit gewiegt; täglich ſchrieben die Offiziöſen von dem Friedensfürſten in Petersburg; noch am fünften Februar: „Nicht der geringſte Grund zur Beunruhigung“. Sonſt wäre es nicht ganz ſo ſchlimm geworden. Die Hauptſchuld tragen aber die Ruſſen; wer ſo viel ſammelpumpt hat, muß auf

seine Gläubiger und Lieferanten Rücksicht nehmen. Sie konnten froh sein, daß man ihnen nach Kischinew nicht ihre Rente warf. Jedenfalls haben sie eine derbe Lektion verdient. Vielleicht wäre ein japanisch-britischer Sieg für uns gar nicht so schlecht. Offene Thür, freier Wettbewerb; und die Judenmezelei und andere Reaktion müßte aufhören. Singe es nach Sympathie und Antipathie . . . Jetzt aber muß man halten, was irgend zu halten ist.

Der Diplomat: Unsere aufrichtige Friedensliebe und die unbeirr- bare Stetigkeit unserer Politik ist Freund und Feind bekannt und ich darf jedes Wort der Bekräftigung sparen. Phantasten — ich schrieb es neulich an einen Gelehrten, der meine politische Psyche mit freundlicher Grundgesinnung zu bestimmen suchte — Phantasten mögen das Ziel höher und schöner stecken, als je ein Staatsmann es zu erreichen vermag. Den guten Politiker macht nicht das Ziel, sondern die Benützung der Mittel. Und so weit ich das Auge schicke: ich sehe, meine Herren, kein Mittel, das uns in diesem Fall Nutzen verheißt. Nimmermehr darf die Verlegenheit eines alten Freundes unsere Gelegenheit werden. Ein Reich, dem uns eine — ich darf es wohl sagen — geheiligte Tradition verbindet, hat stets, auch wenn wir nicht an seiner Seite sehten, Anspruch auf unser Wohlwollen. Und das Wohlwollen des Deutschen Reiches ist ein Imponderabile, das die Welt zu schätzen weiß. Fern sei uns dabei der Wunsch, dem tapferen Volk des Sonnenaufganges, der rüstig ans Licht strebenden Nation, die jüngst noch Schulter an Schulter mit unseren Truppen foht, möge eine Niederlage beschieden sein. Nein. Wenn jemals, paßt hier das Wort, das mein großer Vorgänger einst sprach: mehr noch als Bulgarien ist Korea uns Hefuba. Auch die Mandschurei, meine Herren. Raublust und Ländergier war dem Deutschen immer fremd. Uns genügt das Bewußtsein, für alle Möglichkeiten gerüstet zu sein. Wir halten das Pulver trocken und sehen, Gewehr bei Fuß, dem welthistorischen Ringen zu. Unsere Stunde schlägt erst, wenn der Waffenlärm schweigt, die Kriegesfurie nach blutiger Arbeit ruht und die gute Cris Hesiods die Völker der Erde zu friedlichem Wettbewerb ladet.

* * *

Niemand wird hier die blutige Gaukelei suchen, die zu kleinen Preisen jetzt auf tausend Gemeinplätzen zu schauen ist. Nicht die Frage nach Recht und Unrecht, die thörichteste von allen, die dem Politiker zu stellen sind. Im Recht sind schließlich auch die Hereros, denn wir nahmen ihr Land und dürften über grausame Rache so wenig klagen wie der Römer einst über Armins böse List. Regirte Recht, dann wäre niemals ein Reich gegründet worden; überall hat rohe Gewalt die Stülpfahle in den Boden gerammt und immer war

in der Grundmauer der Mörkel blu:roth. So uralte Wahrheit muß man dem Deutschen wiederholen, seit er, nach kurzer Zeit kräftigen Handelns, mit Phrasen gemästet wird und bei jedem Weltkonflikt die Fülle seines Empfindens in die falsche Richtung vergendet. Wir waren für Spanien gegen Nordamerika, für Transvaal gegen Britanien; Spanien kümmer unter Zuckungen dahin und ein Burenland giebt's nicht mehr. Wir wollen nicht wieder fürs sittliche Recht erglühen; jetzt nicht, da vielleicht eine Entscheidung heranreift, die das Schicksal ganzer Rassen bestimmen kann. Von allen japanischen Nationalgottheiten hat Inari, die Ernährerin, die meisten Tempel; zum Begleiter wählte sie sich den Fuchs, der im Westen wenigstens nicht als Rechtsschützer gilt. Inari gebot den Krieg; und das Füchselein spürte die Gelegenheit aus. Japan braucht Nahrung und Raum für seine rasch angewachsene Menschenmenge, braucht das mandchurische und koreanische Reisland. Was noch zu thun war, that der Russenhaß. Rußland ist dem Japaner der „Feind aus Norden“. Vor zweihundert Jahren brach es die Niegel, hinter denen das alte Nippon traumlos schlief, und begann, trotz dem Verbot des Mikados, mit dem Inselreich einen Handelsverkehr, der den Feudalstaat sacht in die Wirbel der Weltwirthschaft zog. Damals schon erhoben sich Stimmen gegen den moskowitischen Barbaren. Dann, nach dem Sieg über China, schuf Rußland den Dreibund, der den gelben Megalomanen die kostbarsten Beutestücke aus den Rassejähnen riß. Früh oder spät: der Kampf mußte kommen. Den Japanern ist die hohe Bewunderung, die ihnen die Kostümrevolution von 1868 eintrug, zu Kopf gestiegen; sie heischen die Herrschaft über Ostasien und behandeln China heute schon wie einen starken Vasallen, den man hätschelt, damit er sich in ungewohnten Dienst schicken lernet. Deshalb die Forderung, der Zar solle in einem mit Japan zu schließenden Vertrag die Unverrückbarkeit der chinesischen Reichsgrenzen anerkennen. Das konnte kein Russenkaiser gewähren; selbst der sanfte Neurastringer Nikolaus nicht. Solches Zugeständniß hätte die Mission Wladimirs von Kiew beendet, die Erben der Goldenen Horde vom asiatischen Festland ins Gelbe Meer geschwemmt. Rußland begreift schwer; auch jetzt ahnt auf der schwarzen Fruchtterde wohl kaum noch ein helleres Hirn die nationale Gefahr: zwischen Germanen und Mongolen eingepfercht und langsam, hilflos zerquetscht zu werden. Doch der russische Islam läßt sich von Menschenhand nicht zügeln, nicht drängen; von weicher nicht noch von harter. Der Gossudar entschloß sich zu einem Rundschreiben an die Großmächte, das Chinas Hoheitsrechte zu achten versprach; er hätte auf Korea jede, in der Mandchurie, die, gegen Wittes klügere Absicht, allzu früh den Militärpolitikern

überlassen worden war, manche Konzession gemacht. Einen Vertrag aber, der Japan als den legitimen Vormund Chinas behandelt: nein; den Friedfertigesten hätte diese Schwachheit die Monomachenkrone gekostet. Rußland sollte gedemüthigt werden. Seit dieser Wunsch lebt, war der Kampf nicht mehr zu vermeiden. Wie 1870: der Erdkreis sollte sehen, wer als arbiter mundi gebietet; in Europa damals, jetzt in Ostasien. Was seitdem geschah, ist höchstens der Eintagsrede werth. Japan hat, bevor der Krieg noch erklärt war, drei russische Schiffe beschädigt und damit früh einen militärischen Vortheil errungen. Rußland hat die Verhandlungen mit still wirksamer Diplomatenkunst hinausgezögert, bis es gegen den ersten Andrang gerüstet war. Beide kämpfen mit Asiatenlisten und wir werden staunend wohl bald merken, was Asiatengrausamkeit noch heute vermag. Wo Recht ist, wollrecht? Deutschlands allzu moralischer Dichter ließ seinen menschenähnlichsten Helden sprechen: „Wo Eines Platz nimmt, muß das Andere rücken; wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben; da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt.“

Die Presse hat ihr besonderes Lebensgesetz. Jeden Gummibalg aufpusten, bis er groß scheint. Die kleinste Glasugel glitzert wie Diamant, wenn man sie flink im Raletengeprassel dreht. Jetzt lohnt's. Die stärksten Künste herbei und am dreimal glühenden Licht ja nicht geknauert! Da spricht ein Minister, hier läßt sich „einer der besten Kenner Ostasiens“ vernehmen, dort traußt von der Spitze eines Großkaufmannes, dessen Name aus begrifflichen Gründen verschwiegen wird, delphische Weisheit. Die Streitkräfte werden, Heer und Flotte, sachtundig abgeschätzt. Welche Ressourcen hat Rußland, hat Japan und wie wird auf beiden Seiten der Strategie anfangs die Mittel wählen? Was wird England und China, was Frankreich und Korea thun? „Wir sind in der Lage, aus bester Quelle . . .“ Darf Japan aus Amerika Hilfe erwarten? „Eine Persönlichkeit von höchstem politischen Ansehen hat unserem Berichterstatter als Auffassung amtlicher Kreise . . .“ Rasch wächst Alles ins Riesemaß. Schon wird Asien oertheilt. Siegt Rußland, dann ist Indien den Briten verloren. Siegt Japan, dann wankt das Zarenreich und eine Revolution eine bürgerliche oder proletarische, schlägt den Thongöyen in Scherben. Und Japan wird siegen; denn es hat die stärkere Rüstung und in seinem Lager ist der Genius der Kultur. Wunder schön. Zwar hat der Burenkrieg wieder gelehrt, was auf solche Preßprognosen zu geben ist; und jetzt versagt jede Erfahrung, fehlt jede Möglichkeit des Vergleichens, denn einen Krieg wie diesen sah die moderne Welt bisher nicht. Niemand vermag zu ahnen, was werden wird. Doch der garnirte Quark schadet dem Wagen nicht allzu sehr. Und

wahrscheinlich ist ja, daß den Japanern das Kriegsglück lächelt; sie sind ihrer Basis nah, technisch gut gedrillt, bebend und leck und schneller im Feuer als der schwer bewegliche Großruffe, dem nur, wenn er für seinen Glauben sichts, die Flammen ins Blut schlagen. Leicht möglich, daß der Selbstmord den Eisbären ärgert, bis Nikolai Alexandrowitsch die Nervenruhe verliert und noch ein paar Schrittchen zurücktrippelt, um den Ruf des Friedensfürsten zu retten. Und dann? Wäre dann etwa Rußland besiegt, das noch jede Niederlage ertragen hat, nach jeder erstarbt ist? Ein Waffenstillstand käme, ein unaufrichtiger Friedensschluß mit großmächtiger Hilfe und, als sicherste Folge, eine Wirthschaftskatastrophe, die unseren Erdtheil erbeben ließe. Der erste Zweifel an Rußlands Kreditfähigkeit hat wie ein Sturm über alle Märkte hingefegt und Papierpaläste gestürzt. Wenn dieser Weltschuldner, Weltkredit zusammenbräche, würde er die festesten Burgen des Kapitalismus ins eisige Grab mitreißen.

Wir werden diesen Zusammenbruch nicht sehen, so, wie er verheißt wird, sicher nicht sehen; und sollten ihn uns auch nicht wünschen. Wer wortgläubig ist und auf eine Zauberformel schwört, die alle Menschenrassen beglücken kann, unter allen Himmeln beglücken muß, mag Rußland, den eiskalten Orient, aus tiefster Seele hassen, in Ewigkeit, — Amen. Nur völlig blenden darf ihn der Haß nicht, ihm nicht die Bitterung für den Volksnutzen nehmen. Wir spielen hier nicht Kleinkinderdiplomatie und dürfen deshalb rund heraus sagen: Im Deutschen Reich wünscht fast ausnahmslos Jeder den Russen eine Tracht Prügel, die ihnen auf Jahre hinaus die Haut striemt und den Hochmuth austreibt. Das wird nicht offen gesagt — denn man ist korrekt und weiß, was internationale Höflichkeit fordert —, aber ersehnt; eine geheime Abstimmung würde eine Millionenmehrheit für Japan liefern. Michel, der gute Junge, hat nun die Antipathie; und kein Redlicher kann behaupten, daß sie ganz und gar grundlos ist. Muß unser zärtlicher Drang sich aber dem gelben Australnegertypus zuwenden? Der Russe ist der schönere, kräftigere, höher gezüchtete Mensch. Der Anthropologe würde nicht zaudern, der Christ aus den Hindentempeln des phantastischen Shintoismus schauernd in die Griechenschirche fliehen. Auch der Wirthschaftspolitiker dürfte in seinen Wünschen nicht eine Minute schwanken. Die Russen sind schwache Großkaufleute, die Japaner starke; die Briten, nicht die Preußen des Ostens sollten sie heißen. Sie haben Metalle und Kohle im Land, leben spottbillig von Reis und Thee und können zum Preise von dreißig bis siebenzig Pfennigen jede beliebige Arbeiterzahl für ein vierzehntägiges Tagewerk dinge. Wenn sie China aus dem Schlummer pochen und in dem Boden des Riesenreiches nach Schätzen zu graben beginnen, wenn die Ma-

schinenkultur einzieht, die Agrarchemie ihre Geheimnisse verräth, erfahrene Ingenieure anrücken und die Großindustrie das für den zierlichen Luxus arbeitende Kunsthandwerk ablöst, dann würde, zu spät, der Kurzsichtigste fassen, was dieses Erwachen Ostasiens für Europa, für die weiße Menschheit bedeutet. Daß China ohne Freundeshilfe nicht aus der Ruhe aufstehen wird, wußte schon John Stuart Mill. Und wer sagt, auch Rußland sei eine Lebensgefahr und die nähere, Der lebt in seinem Wahn noch in der Zeit des Balkankrieges. Europa hat von Rußland lange schon nichts zu fürchten. Je weiter der Weiße Zar ins Innere Asiens schreitet, um so mehr schwindet uns die Gefahr.

„Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter!“ In der steilen, pompösen Handschrift Wilhelms des Zweiten stand die Mahnung unter einem Bilde, das vor neun Jahren Weisen und Thoren zu reden gab. Auf felsiger Klippe sechs Frauen; über ihnen ragt das Christenkreuz himmelan, vorn wacht der Erzengel Michael mit dem Flammenschwert und unten, auf schmalen Gelände, findet der Blick in Qualm und Gluth nach und nach Thürme, Kuppeln, Schornsteine. Die christlichen Großmächte, ward uns gelehrt; sie schauen auf den Krenl, die Peterskirche, den kölnner Dom und die Burg Hohenzollern herab und hinten hockt, zwischen rauchenden Trümmern, ihr Erzfeind, der Asiatengott. Alle bedroht das verzerrte Gesicht des bleichen Zwerges und gemeinsame Noth hat Alle am Kreuz vereint. Zutraulich lehnt Rußland sich an Germaniens Schulter. Noch nicht neun Jahre ist's her; und jetzt erschlen Christenseelen den Sieg der Shintoisten über das Kreuzenreich. . . Als Nation werden wir an dem Handel ja in keinem Fall Etwas verdienen. Wir sind stolz darauf, alle Gelegenheiten zu versäumen: den Burenkrieg, die Balkankrise, den Kongotrach. Auch diesmal wird eine von Schöpferkraft, von Schöpferwillen sogar verlassene Politisirerei sich nach unerforschlichem Rathschluß mit dem hehren Amte des Friedensbeiprechers bescheiden. Wir sind genügsame Leute und schon froh, wenn wir nichts verlieren, nicht tomsich wirken. Ein mit vierhundert bedürfnislosen und eufigen gelben Menschen bevölkertes Reich von modernisirter Wirthschaftsform wäre für uns wirklich kein Gewinn. Fahret, wenn Ihr wollt, fort, dem Zarismus zu fluchen, aber nehmt ihn jezt als das kleinere Uebel; denn er braucht uns noch lange als Darleiher und Lieferanten, — er allein, nicht ein britisches Asien, nicht ein neues Imperium der Gelben. Wenn ein ganzes Volk die perspektivischen Gesetze verachtet, kommt ärgeres Unheil heraus als ein verzeichnetes Buddhahild.

Toleranz.

Man hat längst erkannt, daß Toleranz ein häßliches Wort ist; Ungeziefer duldet man, wenn mans nicht vertilgen kann, Menschen eines andern Glaubens liebt und schätzt man, wenn sie Werthschätzung verdienen, nicht weniger als die des eigenen Glaubens. Aber da wir noch nicht einmal die dem häßlichen Wort entsprechende Sache haben, so lassen wir bei ihm bewenden. Toleranz ist religiöser Liberalismus, daher so selten wie dieser im Allgemeinen. Von den Massen wird sie nur geübt, so weit sie dazu gezwungen werden. Nachdem Katholiken, Lutheraner und Calvinisten in Deutschland einander zu Hunderttausenden toteschlagen hatten, wurden sie durch Erschöpfung gezwungen, von dem Versuch gegenseitiger Ausrottung abzustehen und einander im Reich zu dulden, — aber nur ständeweise; jeder Reichsstand behielt das *jus reformandi*, das Recht, die Unterthanen andern Glaubens zur Annahme der Landesreligion oder zur Auswanderung zu zwingen; *cujus regio, ejus religio*. Dann sah sich Preußen durch die Erwerbung katholischer Provinzen genöthigt, beide Konfessionen als gleichberechtigt zu behandeln. Zuletzt kamen das moderne Verkehrswesen und die Freizügigkeit und machten die Absperrung der Konfessionen von einander unmöglich.

Den orthodoxen christlichen Kirchen verbieten die beiden Dogmen von der Hölle und von der Nothwendigkeit des Glaubens zur Seligkeit, den „Irrglauben“ zu dulden. Wenn dem Menschen eine falsche Glaubensmeinung die ewige Hölle zuzieht, dann gebietet die Nächstenliebe, durch Abschreckung, durch grausame Hinrichtung der Ketzer die übrigen Christen vor diesem Gräßlichen zu bewahren. Doch muß der Gerechtigkeit wegen Zweierlei hervorgehoben werden. Erstens, daß der dogmatische Zanf um Worte, um theologische Kunstausdrücke, die Verleherung und Verfolgung um solcher Worte willen, nicht eine Eigenthümlichkeit der römischen Kirche gewesen ist, sondern die griechische und die lutherische des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts charakterisirt. Bei den mittelalterlichen Ketzerverfolgungen handelte es sich nicht um Wortgezänk, sondern um gewaltsame Unterdrückung einer gegen den Bestand der Kirche gerichteten großartigen Opposition. In dieser Unterdrückung hat sich die Kirche furchtbar erwiesen, aber weder lächerlich noch verächtlich gemacht. Die spanische Inquisition, die ja die Vertilgung des maurischen und des jüdischen Elementes zum Zweck hatte, wird von Victor Aimé Huber, der Spanien und die spanische Geschichte genau kannte, für eine nationale Nothwendigkeit erklärt. Ob er Recht hat, kann ich nicht beurtheilen. Die Thatsache, daß die lutherischen Geistlichen der angegebenen beiden Jahrhunderte an Verleherungsucht gelitten haben, ist wohl allgemein bekannt, aber nicht, in wieviel Form die Politik geführt worden ist. Da ich nicht erlauben will,

fähre ich keine Proben an. Wer neugierig ist, mag sich solche aus Karl Adolph Menzels Neuerer Geschichte der Deutschen heraussuchen. Vielleicht hat er an einer Stelle genug, etwa an dem Stückchen einer Predigt Majors, das auf Seite 301 des zweiten Bandes der zweiten Auflage dieses klassischen Werkes mitgetheilt wird. Von den Lutheranern sind die katholischen Theologen mit der Zank- und Verleerungssucht angesteckt worden und die Hyperorthodoxen unter ihnen leiden noch heute daran. Das Andere ist, daß die Lutheraner der ersten Zeit mit der Verurtheilung zur Hölle freigebiger waren als die Katholiken. Auf dem Religionsgespräch, das der Kaiser 1546 zu Regensburg veranstaltete, äußerte der Karmelitermönch Willig, er glaube, daß jeder Mensch, der Gott nach dem Gesetz der Natur diene, selig werden könne. Daraus erwiderten die protestantischen Kollotatoren: „Sie hörten mit Verwunderung, daß die Katholischen Heiden seien, von christlicher Lehre aber und von Christo nichts wüßten noch hielten. Wenn Das! ihr Glaube sei, daß Jemand ohne Erkenntniß Christi selig werden könne, so sei dieses Disputirens nicht nöthig und hinreichende Ursache, von dem Kolloquio aufzustehen.“ Eine ähnliche Aeußerung in der Predigt eines Franziskaners zu Trient nahmen 1552 die protestantischen Theologen zum Vorwand, das Konzil zu verlassen, zu dessen Besuch sie sich nur sehr ungern verstanden hatten.

Da die heutigen Protestanten weder an die Hölle noch an die Nothwendigkeit eines bestimmten Bekenntnisses zur Seligkeit, unzählige an gar kein Dogma mehr glauben, so zwingt sie kein ideeller Grund mehr zur Intoleranz. Doch wird diese durch andere Ursachen erhalten, die für alle Sorten von Gläubigen und Ungläubigen Geltung haben. Da ist zunächst das Bedürfniß des gewöhnlichen Menschen, der sich keines großen persönlichen Werthes bewußt ist, sich als Mitglied einer großen und wichtigen Gemeinschaft zu fühlen, und dieses kollektive Selbstgefühl würde ihm an sich noch wenig Genugthuung bereiten, wenn er nicht auf eine gegnerische Gemeinschaft, Korporation, Partei, Clique herabschauen könnte, von der er unter seinen Genossen verächtlich sagen darf: „Ach, die Bande!“ Ronterchi und Cappelletti aus dem Romantischen ins Gemeine und Spießbürgerliche übersezt. Diesem Bedürfniß des Herdenmenschen wird in konfessionell gemischten Ländern durch den Konfessionenhaß am Bequemsten genügt. Dann die Konkurrenz um den Futterack, die ich als eine Hauptquelle aller modernen Religionsstreitigkeiten an dieser Stelle wiederholt genannt habe. Wenn in Mannheim die Katholiken Beschwerde darüber führen, daß ihrer Zahl die der an den Volksschulen angestellten Industriefachlehrerinnen nicht entspreche, so spotten natürlich die Witzblätter über die Angst der Ultramontanen vor protestantischen Strümpfen. Da es nun harmlose Seelen giebt, die solche Witze ernst nehmen, so muß doch ausdrücklich gesagt werden, daß die Katholiken keineswegs vor

andergläubigen Strämpfen Angst haben, sondern daß sie ihren Töchtern die Gelegenheiten zum Broterwerb nicht verschränkt sehen wollen. Und dieses Motiv wirkt nun überall, von den Stellen für Stricklehrerinnen bis zu den Professoren- und Ministerposten. Damit sind wir bei der berühmten Parität angelangt, von der die katholischen Blätter allwöchentlich Erbauliches zu berichten wissen. Als im Oktober 1903 in der bayerischen Kammer ein Abgeordneter von der Erregung gesprochen hatte, die sich der Protestanten bemächtigen würde, wenn noch mehr protestantische Minister verschwänden, da antwortete die Kölnische Volkszeitung: Also in Bayern darf sich das protestantische Drittel aufregen, wenn es nicht die Hälfte oder wenigstens ein Drittel der Ministerfessel innehat, in Preußen soll das katholische Drittel mit dem einen Konzeptionsschulzen Schönstedt vorliebnehmen, dessen Familie noch dazu evangelisch ist! Noch zwei statistische Notizen aus dem selben Blatte. Personal des preussischen Ministeriums des Inneren: neunzehn Mann; davon katholisch: abwechselnd einer und keiner. Die fünf katholischen Provinzen, in denen die Mehrheit der Bewohner katholisch ist, haben seit neunzig Jahren vier katholische Oberpräsidenten gehabt; zwei von ihnen hatten ihre Ernennung obendrein nur dem Umstand zu danken, daß sie zufällig Fürsten waren (ein Radziwill und ein Hapsfeldt).

Ich untersuche nicht, ob die Staatsregierungen vollwichtige Gründe haben, die Katholiken von den höchsten Stellen auszuschließen, sondern führe nur die Thatfachen an. Die „Liberalsten“ von den „Liberalen“, die „Freidenker“, sind um Gründe nicht verlegen und fordern eine noch viel weiter gehende Ausschließung. In einem süddeutschen Blatt, dessen Namen ich vergessen habe, hat ein Anonymus gegen einen meiner Zukunftsartikel polemisiert und behauptet, der Staat dürfe sich den Luxus nicht gestatten, kostspielige Einrichtungen wie Sternwarten und chemische Laboratorien zurückgebliebenen Köpfen auszuliefern, da er freie Denker genug zur Verfügung habe. Ich lasse die Astronomen und die Chemiker darüber entscheiden, ob sich zur Handhabung ihrer Instrumente und Apparate von katholischen Hirnen dirigirte Hände schlechter eignen als die Hände freier Geister, und konstatire nur die Thatfache, daß die katholische Hirnkapazität vorläufig noch zu dem tausendfach kundgegebenen Entschluß der deutschen Katholiken hingereicht hat, sich die ihnen zudachte Behandlung nicht gefallen zu lassen. Ein anderer freier Geist, Albert Ritter, schreibt in seinem fanatisch katholikenfeindlichen Buch „Christus der Erlöser“: „Die Wahrheit darf gegen den Irrthum keine Toleranz kennen.“ Was aber für Wahrheit zu halten sei, Das bestimmen natürlich Herr Ritter und ein halbes Duzend ihm gleichgestimmter Seelen.

Wie steht es nun endlich um die wichtigste und wesentlichste aller Toleranzangelegenheiten: um die freie Religionübung der konfessionellen

Winderheiten? In den katholischen Ländern, mit Ausnahme Spaniens, gut, seit der Kirchenstaat beseitigt worden ist und auch Tirol sich nach längerem Sträuben den in Oesterreich geltenden interkonfessionellen Gesetzen gefügt hat. Wenigstens erinnere ich mich nicht, in den letzten zwanzig Jahren aus Oesterreich, Italien oder Frankreich einen Fall vernommen zu haben, wo dem evangelischen Gottesdienste oder der Gründung einer evangelischen Gemeinde, dem Bau einer evangelischen Kirche Hindernisse bereitet worden wären. Etwas Anderes ist es, wenn evangelische Gemeinden nicht auf natürlich Weise, durch Niederlassung von Evangelischen, entstehen, sondern die Gemeindeglieder durch die „Evangelisation“ von Katholiken gewonnen werden sollen; da wäre es den österreichischen Behörden nicht zu verargen, wenn sie dieser Art von Heidenmission einen Riegel vorschoben. Man wird sagen, es sei nicht Toleranz, sondern Schwäche, wenn in Italien und in Frankreich die Evangelischen, so weit es solche giebt, unbelästigt blieben. Ganz richtig. Aber das Herz richtet Gott; die Toleranz ist, wie gesagt, überall nur erzwungen; und daß sie in den katholischen Ländern durch die Macht der Verhältnisse erzwungen worden ist, darin besteht eben der erfreuliche Fortschritt. Doch kann man wohl hier und da auch heute noch die Erfahrung machen, die der Stifter der Herrnhutergemeinden, Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, gemacht zu haben bekennt. „Seit ich mit den Katholischen wenig Umgang und Korrespondenz mehr habe, fange ich an, mich über ihre Geduld, Raisonnabilität und Toleranz hintennach zu verwundern, daß sie so viele, zum Theil ungegründete heftige Disputationes und Kräfteleien, deren ich mich in meinen jüngeren Jahren schuldig gemacht, von mir haben vertragen, meine damalige Bekehrsucht aufs Beste deuten und mich doch so viele Jahre nicht hassen noch drücken mögen. Wie Gott, daß meine Glaubensgenossen mit mir so raisonnable und christlich gehandelt hätten, als ich die Katholischen dreißig Jahre lang in allen Ocasionen gefunden; selbst 1719 und 1729, da ich in ganz diversen Ländern bei Religion-Notibus mit ihnen zu thun gehabt und sie mir entgegenstehen mußten, wobei sie sich nicht einbilden konnten, daß mein Lehrsystem aus dem Concilio Tridentino genommen sei, und ich ihnen überdas von meinem Volke übel beschrieben war. Aber es ist eine radirte, praktische *ωδύρα* (Bedächtigkeit) in der katholischen Kirche, nicht so viel Libertinage und Haß gegen die Anbeter Jesu als bei manchem trocken und regellos disputirenden Protestanten; und so wenig ich mir das römische Lehrsystem mit dem meinigen zu reimen weiß oder sie begehren werden, für Herrnhuter zu passiren, so sehr ehre ich ihre praktische Bondeszendenz für alle stille, unsektirische und in Absicht auf *Alottia* und Intriguen unbedächtige Christenmenschen in ihren eigenen und noch vielmehr extra casum litis in fremden Religionen. Sie führen das Anathema gegen die Gegner

im Runde und Panier und haben oft viel Billigkeit gegen sie in praxi. Wir Protestanten führen libertatem im Runde und auf dem Schilde und es giebt unter uns in praxi (Das sage ich mit Weinen) wahre Gewissenshenker.“

Wie sieht es nun heute auf der protestantischen Seite? Wir haben in Deutschland noch drei kleine Staaten, die bis zur Einbringung des Toleranzantrages der Centrumspartei den Katholiken die freie Religionübung versagten und die bis heute noch nicht alle Beschränkungen aufgehoben haben. Aus Sachsen sollte wenigstens der wechselburger Skandal allgemein bekannt sein. Noch schöner als die wechselburger Fronleichnamsgeschichte ist die Thatsache, daß einer der früheren Schloßkapläne jedesmal fünfzig Mark Strafe zahlen mußte, wenn seiner Messe in der Schloßkapelle eine Person beigewohnt hatte, die nicht zum Haushalte des Beigeters, des Grafen Schönburg, gehörte. In Braunschweig hat der Toleranzantrag ein neues Katholizengesetz gezeitigt, das vom Landgerichtsrath Kulemann in einer ausführlichen Kritik als noch nicht genügend bezeichnet wird. Ueber den Zustand, den das Gesetz abändern sollte, sagt er: „Wenn, wie es bisher geschieht, die Bildung katholischer Gemeinden und der Bau von Kirchen selbst da verweigert wird, wo mehrere hundert Katholiken wohnen, wenn in Orten wie Blankenburg und Belpke, obgleich dort regelmäßig katholischer Gottesdienst stattfindet, das Wohnen eines Geistlichen verboten wird, so steht Das mit dem Grundsatz der Toleranz nicht in Einklang und es ist begreiflich, daß die Katholiken den Grund für dieses Verhalten der Regierung in dem Wunsch sehen, der Ausbreitung des Katholizismus entgegenzuwirken.“ Auch das neue Gesetz macht noch Fälle wie den folgenden möglich. Im November 1903 ist der katholische Pfarrer Kanne in Detsfurth bei Hildesheim zu dreißig Mark Geldstrafe bezw. sechs Tagen Haft verurtheilt worden, weil er in der braunschweigischen Enklave Bodenburg ein sterbenskrankes Kind getauft und außerdem „zwei katholische Familien besucht“ hat. Zwar sind die bodenburger Katholiken in Detsfurth eingepfarrt, aber nach dem Gesetz dieses kleinen Staates muß für jede Amtshandlung, die ein nicht im vollen braunschweigischen Sinn zuständiger katholischer Geistlicher vornimmt, die Erlaubniß des herzoglichen Ministeriums nachgesucht werden, das nicht viel Nützliches zu thun zu haben scheint. Auch in dem ebenfalls lutherischen Mecklenburg-Schwerin hat sich der Großherzog durch den Toleranzantrag veranlaßt gesehen, zu verordnen: „Den Angehörigen der reformirten Kirche und der römisch-katholischen Kirche wird in Unseren Landen die öffentliche Religionübung zugestanden . . . Unberührt bleiben die Uns nach Landesrecht gegenüber der reformirten und der römisch-katholischen Kirche zustehenden Hoheitsrechte.“ Auf Grund dieser Hoheitsrechte ist im August 1903 den zweihundert Katholiken von Teterow und Umgegend, die sammt tausend katholischen Wanderarbeitern auf eine zwölf bahnlose

Kilometer entfernte und fünfzig Personen fassende Schloßkapelle des Freiherrn von der Kettenburg angewiesen sind, die nachgesuchte Erlaubniß zur Einrichtung eines Gottesdienstes in Teterow verweigert und überdies dem Freiherrn eine Rüge ertheilt worden, weil er zu viele Leute in seine Kapelle lasse; nur einzelnen Katholiken dürfe er den Zutritt gestatten; für die Wanderarbeiter dürfe einmal im Vierteljahre Gottesdienst abgehalten werden. Katholische Gottesdienste werden also dem Volk viel sparsamer zugemessen als Schnapschankkonzessionen und die strengen Landrätthen verhassten Tanzmusiken.

In einer liberalen Zeitung, die ich nicht nenne, weil ich mit einem ihrer Redakteure befreundet bin, laß ich vor einem Jahr: „Man greift sich an den Kopf und fragt sich, wie diese bayerischen Zustände in unserer vorwärts drängenden Zeit möglich sind!“ Sie erklärten sich jedoch, meint der Verfasser, aus der Vergangenheit Bayerns. Erst mit dem Toleranzedikt von 1799 sei Bayern auf die Stufe gelangt, die die übrigen deutschen Staaten im sechzehnten Jahrhundert erreicht hätten. Da muß man sich freilich an den Kopf greifen. Also der Redakteur einer großen liberalen Zeitung hat keine Ahnung von den wichtigsten Angelegenheiten und Ereignissen der deutschen Geschichte im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert; keine Ahnung von den heutigen deutschen Zuständen, wahrscheinlich auch keine Ahnung von dem Verbot der Ausübung der katholischen Religion in den skandinavischen Ländern, von der gewaltsamen Ausrottung des Katholizismus in England und von der raffiniert grausamen Gesetzgebung gegen die irischen Katholiken, deren letzten Rest erst Gladstone beseitigt hat und deren wirthschaftliche Wirkungen heute noch nicht überwunden sind!

„Gegen Rom“ schlagen liberale Atheisten und orthodoxe Lutheraner (Diese bis auf rühmliche Ausnahmen) immer verrint. Auch die letzte Generalsynode hat mehrfach Intoleranz bekundet. Sie hat Resolutionen gegen das katholische Professionenwesen und gegen die katholische Art, den Karfreitag zu begehen, angenommen (daß sich eine Versammlung katholischer Bischöfe je einmal mit gottesdienstlichen Einrichtungen der evangelischen Kirche beschäftigen könnte, ist ein ganz undenkbarer Fall); sie hat gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes und gegen den Toleranzantrag protestirt. Was das Jesuitengesetz betrifft, so möchte ich den § 1 ebenfalls aufrecht erhalten wissen, — aus Liebe zu meiner alten katholischen Kirche, die der Orden, irrefeleitet durch sein grundfalsches *sint ut sunt*, überall, wo er hinkommt, rainirt. Den Protestanten fügt er nicht den geringsten Schaden zu. Die Dummen unter ihnen fürchten ihn unter dem Einfluß eines Aberglaubens, der mit dem Hexenglauben auf einer Stufe steht, wie vorm Jahr die Zurückführung des sächsischen Prinzessinnenskandal als auf eine Jesuitenintrigue wieder einmal deutlich gezeigt hat. Die gescheiten unter den Romhässern aber

wollen um keinen Preis einen Jesuiten auf deutschem Boden dulden, weil jeder von diesen Männern eine lebendige Widerlegung der Schauermärchen ist, die über den Orden verbreitet werden und die bisher so vortrefflich dazu gedient haben, das Feuer des Katholikenhasses im protestantischen Volke zu unterhalten. Der § 1 nun läßt sich ohne Gehässigkeit dadurch rechtfertigen, daß für Niederlassungen des Ordens im Reich kein Bedürfniß vorhanden ist. Dagegen giebt es keine Entschuldigung, geschweige denn eine Rechtfertigung für den § 2. Gebildete und gelehrte Männer, deren einziges Verbrechen darin besteht, daß ihre Ordensgenossen vor dreihundert Jahren wirksam zur Erhaltung des Katholizismus in Deutschland beigetragen haben, so behandeln, wie die aus dem Gefängniß entlassenen und unter Polizeiaufsicht gestellten Verbrecher behandelt werden: Das ist unanständig; und die Fortsetzung dieser Behandlung fordern, ist nicht weniger unanständig. Der § 2 ist ein Schimpf, nicht für die Jesuiten, sondern für das Deutsche Reich. Einer der Synodalen hat die Resolution durch den angeblichen Ausspruch eines Jesuiten zu rechtfertigen versucht: Der Haß gegen den Protestantismus ist uns angeboren. Sollte dieser apokryphe Ausspruch auch echt sein, so hätte er doch nicht die geringste Kraft, eine gesetzgeberische Maßregel zu rechtfertigen, noch dazu eine an sich und unbedingt verwerfliche. Wenn nun eine katholische Synode forderte, alle Pastoren, denen der Katholikenhass angeboren ist, sollten unter Polizeiaufsicht gestellt werden?

Der Toleranzantrag ist auf der Synode zunächst mit der Begründung bekämpft worden, daß seine Annahme einen Eingriff des Reiches in die Kirchenhoheit der Einzelstaaten bedeuten würde. Aber wozu wäre denn das Reich da, wenn es nicht einmal die Macht hätte, unerträgliche Mißstände in den Einzelstaaten abzustellen? Besonders wurde der Paragraph 2 des Toleranzantrages bekämpft, der die preussischen Bestimmungen über Kindererziehung in gemischten Ehen ändern will. Bekanntlich besagen diese Bestimmungen der Hauptsache nach, daß nach dem Tode des Vaters alle noch schulpflichtigen Kinder in dessen Konfession zu erziehen sind und daß etwa zwischen den beiden Ehegatten getroffene Vereinbarungen, nach denen einige oder alle Kinder in der Konfession der Mutter erzogen werden sollen, als nicht vorhanden behandelt werden. Nach dem Toleranzantrag soll die Vereinbarung der Eltern über den Tod des Vaters hinaus Geltung haben. Die Katholiken sind der Ansicht, die Synode habe sich für die Beibehaltung des bestehenden Gesetzes ausgesprochen, weil die Protestanten wüßten, daß dieses Gesetz nur gegen katholische, nicht gegen evangelische Mütter streng angewendet werde, und die Schlesiische Volkszeitung führt zum Beweise zwei Urtheile des Amtsgerichts Neumarkt an: bei ganz gleicher Sachlage (die ältesten beiden Kinder haben schon bei Lebzeiten des Vaters die evangelische, im anderen

Fall die katholische Schule besucht) wird der evangelischen Mutter gestattet, auch die jüngsten beiden Kinder in ihrer Konfession zu erziehen, der katholischen dagegen unter Strafanandrohung aufgetragen, die jüngsten drei (das älteste davon hatte schon eine Zeit lang die katholische Schule besucht) in die evangelische Schule zu schicken. Aus meiner eigenen Praxis ist mir ein Fall, wo das Gesetz gegen eine evangelische Mutter angewendet worden wäre, nicht bekannt. Dagegen stehen mir zwei andere Fälle lebhaft in der Erinnerung. Der eine war sehr widerwärtig. Es handelte sich um einen großen, starken, ganz männlichen Jungen, der durchaus nicht in die evangelische Schule wollte, täglich in die unsere kam und täglich vom Polizisten herausgeholt wurde. Ich rebete mit dem Vormundschaftsrichter. Ja, sagte er, die Sache ist widerwärtig und unvernünftig, aber das Gesetz will's; dagegen läßt sich nichts machen.

In den letzten Jahren ist auf der protestantischen Seite eine Besserung eingetreten, die außer mir vielleicht noch Niemand bemerkt hat; denn das Gute pflegt kein Aufsehen zu erregen. Zwischen den kirchlichen Versammlungen von Katholiken und solchen von Protestanten besteht bekanntlich der Unterschied, daß sich jene mit ihren eigenen Angelegenheiten, diese hauptsächlich mit „Rom und dem Ultramontanismus“ beschäftigen. Das Selbe gilt von den Religionsstunden. Im Konfirmandenunterricht sollen die Unterscheidungslehren einen breiten Raum einnehmen. Die Katholiken haben keinen Konfirmandenunterricht, sondern nur eine Vorbereitung auf die erste Kommunion. Bei dieser kommt es auf die Erweckung einer liebe- und weihewollen Stimmung an, womit sich die Behandlung eines polemischen Themas schlechterdings nicht vertragen würde. In der Volksschule wird der Protestant, abgesehen von einer später zu erwähnenden kurzen Bemerkung, mit keinem Worte gedacht. Auf den höheren Lehranstalten sind die Reformation und in der Kirchengeschichte die protestantischen Dogmen freilich nicht zu umgehen. Die Ursachen des verschiedenen Verhaltens liegen auf der Hand. Die Katholiken sind so reich an eigenen religiös-kirchlichen Angelegenheiten, daß sie kein Bedürfnis fühlen und meistens auch keine Zeit haben, sich mit den Angelegenheiten anderer Konfessionen zu beschäftigen. Die Protestanten sind durch ihre religiöse Armuth dazu gezwungen. Das Dogma ist aus bekannten Gründen für ihre Versammlungen ein Kräutlein Rühmichnichian. Mit dem Kultus haben ihre Väter vorjchnell zu gründlich aufgeräumt. Für eine bessere Ordnung des Armen- und Schulwesens gesorgt zu haben, ist ein unsterbliches Verdienst der Reformatoren; aber indem diese bessere Ordnung zunächst durch Uebertragung dieser Obliegenheiten auf die bürgerliche Gemeinde und den Staat bewirkt wurde, erlitt die Kirche dadurch eine weitere Entleerung. In den letzten fünfzig Jahren aber hat sich die evangelische Kirche Deutschlands rekatholisirt. Sie legt wieder Gewicht auf Liturgisch; sie

pflegt mit Eifer die Kirchenmusik. Sie baut nicht mehr scheunenartige Bethäuser, sondern schöne Kirchen und hat für sie einen eignen Stil geschaffen, verschmäht es auch nicht, sie mit Werken der Skulptur und Malerei zu schmücken. Sie treibt Sozialpolitik und sie hat, von Wicherns Innerer Mission ausgehend, ein reich verzweigtes charitatives Vereins- und Anstaltleben entfaltet. Und so erlebt man denn das neue Schauspiel, daß in der kirchlichen Woche, die jeden Oktober in Breslau veranstaltet wird, sieben Tage lang alle möglichen evangelischen Vereine Sitzungen und Versammlungen abhalten, ohne daß ein einziges Mal gegen Rom gedonnert würde: die Protestanten oder vielmehr die Evangelischen haben wieder eigene Angelegenheiten. Damit ist ein Weg gebahnt, auf dem die Konfessionen zur Verständigung gelangen können.

Weniger Erfreuliches ist von der anderen Seite zu berichten. Ich meine nicht das läppische Zeug, das liberale und sozialdemokratische Blätter unter der Spitzmarke „Ultramontane Intoleranz“ aufstischen. Etwa, daß dem protestantischen Buchhändler L. vom katholischen Wirth getändigt worden sei (weil er im Schaufenster pornographische Schriften aufgestellt hat) und daß man dem braven J. beim Begräbniß die Glocken verweigert habe (wenn der „freie Geist“ nebenbei auch ein Mann und kein altes Weib ist, wird er sich jede Mitwirkung der Kirche bei seinem Begräbniß ausdrücklich verbitten). Sondern ich meine den Fall Korum und Denisles Lutherbuch. Daß Korum Kirchenstrafen über Eltern verhängt, die ihre Kinder in eine evangelische oder Simultanschule schicken, ist monströs, und daß die Centrumpresse, statt sofort energisch gegen den Bischof aufzutreten, ihn zu vertheidigen gewagt hat, muß man für ein böses Symptom erklären. Denisle aber hat in seinem erstaunlich gelehrten und nicht weniger erstaunlich dummen Buch den Protestanten ausdrücklich die religiöse Gleichberechtigung abgesprochen, das Dogma von der allein seligmachenden katholischen Kirche aufs Neue proklamirt und die Protestanten aufgefordert, in den Schoß dieser Kirche zurückzukehren, — bei deren heutige Lage! Es zeigt sich also (was der Kulturkampf verdeckt hatte), daß auch in Deutschland die von dem unwissenden, bigotten und fanatischen neunten Pius großgehätselte Betschwesterpartei auf der ganzen Linie über die vernünftigen und gebildeten Katholiken gesiegt hat.

Ich habe heute nicht untersucht, ob die deutschen Protestanten stichhaltige Gründe für sich anföhren können, wenn sie den Katholiken die volle Gleichberechtigung verweigern; ich konstatiere nur die Thatsache, daß in Deutschland wenigstens (nicht mehr in England und nicht in den Vereinigten Staaten) die Protestanten auch heute noch intoleranter sind als die Katholiken und daß ein Theil von ihnen seine Intoleranz mit der Fahne der Freiheit deckt und mit dem unbegründeten Geschrei über katholische Intoleranz zu rechtfertigen sucht.



Die Geschichte vom Gläsernen.

Von „Seelenoperationen“ sprach Doktor R . . . , damals leitender Arzt an der städtischen Irrenanstalt in St., der es liebte, ein Wenig phantastisch anmutende Fälle aus seiner Praxis zum Besten zu geben; von „psychischen Eingriffen“, die auf ihrem Gebiet eben so unmittelbare Wirkungen hätten wie das Messer in der Chirurgie, — freilich auch keine geringeren Gefahren.

„Siebenmal überlege man sich“, meinte er, „ehe man Vergleichen macht, auch wenn eine Anomalie klar zu Tage liegt. Ein Organismus ist ein Ganzes, an dem nicht im Einzelnen herumgebohrt werden darf. Geseht, es hätte Einer von Kind an einen Buckel und ein Arzt sähe die Möglichkeit, ihn wegzuooperiren: soll ers unbedingt thun? Gewiß nicht; denn er würde damit vielleicht aus einer ganz erträglichen Existenz erst ein Nonstrum machen. Weil Arme und Beine seines Patienten und Bauch und Hals und Brustkorb sich ja längst in Harmonie mit dem Buckel entwickelt haben, der Buckel also für diesen Organismus eben das Normale geworden ist und seine Entfernung das Ganze erst aus seiner richtigen Spannung bröckte. Was natürlich nicht ausschließt, daß der Chirurg für seine geniale Operation den Professortitel erhält . . . Welcher strebsame junge Arzt hat nicht seine mörderische ‚Glanzzeit‘ durchgemacht! Die Geschichte mit dem Dr. phil. Seligmann brachte mir damals einen ganzen Haufen Ruhm und doch . . . Nun: Sie sollen selbst urtheilen.“

* * *

Es war gegen Ende meiner Thätigkeit in J. . . Ich war ein Bursche von etwa dreißig Jahren, noch Assistenzarzt, und thronte eines Tages im Ordinationszimmer der Anstalt. Da läßt sich ein Besuch bei mir melden. „S. D. Seligmann, Juwelier und Antiquitätenhändler“ steht auf der Karte. Ich lasse bitten: und herein kommt ein kleiner, wohlbeleibter Herr, mit weißer Weste und dicken grauen Badenbärtchen; in großer Aufregung.

„Nehmen Sie nur nicht übel, Herr Doktor“, begann er, mit Hut und Schirm zappelnd; „es ist Einem ja selber schrecklich . . . So ein Haus! Nie im Leben hat Jemand von uns — Gott soll schätzen! — von der ganzen Familie hat nie im Leben Jemand mit so was zu thun gehabt . . . Und bis man sich endlich entschließt . . . Herr Doktor, Sie können mir glauben . . .“

Ra, um was handelt sich denn?

„Mein Junge, Herr Doktor, mein Sohn . . . Doktor Siegfried Seligmann. Vielleicht haben Sie schon von ihm gehört?“

Bedauere.

„Gott im Himmel, der Junge war der Klügste von der ganzen Familie, auf dem Gymnasium immer der Erste, auf der Universität fleißig, solid . . . Und ein Herz! Der beste, reinste Mensch, voll Mitleid und Güte . . . Und wahr! Der Junge hat keine Lüge gesprochen sein Lebtag. Färs Geschäft hat er keinen Sinn gehabt, — nu, was liegt schon dran? Aber mit zweiundzwanzig Jahren hat er den Doktor gemacht: Philosophie und . . . und . . . ich weiß viel. Und nun solche Sachen! Das ist nun schon gegangen und gegangen, über ein Jahr! Zuerst: wer denkt denn an so was? Man hat gesagt: ein Gelehrter! Philosophie

ist Philosophie. Aber heute? Die klügsten Leute wenden sich ab in hellem Schrecken und sagen nicht, was sie denken: Melchuzag.⁴

Also beschreiben Sie mir mal recht genau den Zustand Ihres Sohnes. Verlegenes Händespiel.

„Ideen, Herr Doktor, Ideen . . . Er hat immer Ideen gehabt. Man hat nie gewußt, ist es Ernst oder ist es . . . Er hat selbst oft gesagt, es ist ein Gleichniß. Symbole, hat er gesagt. Er hat oft behauptet, seine Augen sind von Feuer und brennen hindurch, wo er hinschaut. Hat er sich die Hand vors Gesicht gehalten, wenn er gesagt hat: Guten Morgen, Vater. Und ein ander Mal hat er gemeint, seine Füße sind von Erz und seine Arme weiches Holz. Nun, wenns ein Gleichniß ist . . . Ich verstehe nicht, aber es ist mir recht. Ich habe ihm — damals mit den Augen —, schon damals hab' ich ihm mit Gewalt den Kopf gehalten, daß er mich anschauen mußte, und hab' gesagt: Siehst Du, Siegfried, es brennt nicht! Und dann, nachher, hab' ich ihm die Hand zusammengedrückt, bis es ihm weh that. Nu, ist sie von Holz? Hat er sich die Hand 'ne Stunde angeschaut und hat dann selber gelacht. Was er sehen kann, immerfort sehen — verstehen Sie, Herr Doktor? —, darüber kann er keine Ideen haben. Aber jetzt . . . jetzt!“

Also an welcher fixen Idee leidet er denn nun?

Herr Seligmann krümmte sich vor Verlegenheit. „Ich wär' nicht hergekommen, Herr Doktor . . . Er soll Ideen haben! Darum wär' ich nicht hergekommen . . . Aber, mein Gott, der Junge geht mir ja zu Grund! Er ist abgemagert, er ist blaß, der Rücken wird ihm krumm, die Beine zittern ihm . . .“

Aber wieso, woher denn das Alles?

Herr Seligmann verdrehte eine halbe Minute lang die Handflächen. Endlich, mit der Entschlossenheit des Verzweifelnden: „Er setzt sich nicht mehr, er legt sich nicht mehr, aus Angst, Herr Doktor, aus Angst, daß . . . daß . . . Er ist verrückt!“

Der Alte verlor völlig die Fassung und schrie das Wort heraus. „Verrückt!“

Also was sagt Ihr Sohn denn jetzt?

„Er sagt . . . Gott im Himmel . . . er sagt . . . Ein zerbrechliches Heiligtum, sagt er. Ein Auserwählter unter Millionen, sagt er. Die Vorsehung krönt ihre Auserwählten . . . Nicht nach menschlich blindem Vorurtheil, — nein: sie kennt nicht Hoch noch Nieder . . . Und so fort; immer verrückter . . . Sehn Sie'n sich an, Herr Doktor. Mir ist es peinlich; ich bin ja kein Philosoph, ich versteh' mich nicht auf die Sachen.“

Dem alten Herrn zitterte die Unterlippe und die Augen wurden ihm naß. Ich versprach, am Abend hinzukommen.

* * *

In der Zeit der Dämmerung betrat ich das Haus. Mainzer Schauslee, Gartenvilla.

Im Eßzimmer unter der silbernen Lampe traf ich Herrn Seligmann im Familienkreise. Zwei sturperhaft gekleidete Jünglinge, mit schwarzen Bärten und buntseidenen Kravatten, Herr Louis und Herr James Seligmann. Außerdem ein hübsches, kroushaariges Mädchen, das phlegmatisch in einem Lehnstuhl lag. Endlich Frau Seligmann, eine nicht üble Gestalt, ebel orientallisch, mit

leidensvoll durchgeistigtem Blick. Die Mutter und die Geschwister des Patienten. Er selbst, der Kelteste, war nicht zugegen.

„Er ist oben auf seinem Zimmer“, sagte der Vater; „er kommt selten herunter.“

„Haben Sie ihn auf meinen Besuch vorbereitet?“

„Wir haben gesagt: es kommt ein neuer Doktor.“

„Hm. Dann bitte ich also, mir jetzt noch genauer . . .“

Verlegent Pause. Mama Seligmann senkte schmerzlich das Haupt, die beiden jungen Herren steckten mit der Schwester die Köpfe zusammen und lachten in leisen Zischlauten. Ich erhob mich. „Dann lassen Sie uns also zu dem Herrn Doktor hinaufgehen.“

Der alte Herr führte mich die mit Teppichen bedeckten Treppen hinan; eine unglaublich häßliche alte Magd leuchtete. Im obersten Stockwerk klopfte er nach kurzem Besinnen an eine Thür. „Ein leise fragender Laut“ von drinnen: wir traten ein.

Das Arbeitszimmer eines Gelehrten. Bücherregale, ein großer Schreibtisch, ein paar Büsten. Es war noch dunkel; nur durch ein Erkerfenster drang das Licht des Sonnenunterganges und warf einen röthlichen Schimmer über die an einer Portiere lehrende schlanke Gestalt des Doktors Siegfried Seligmann. Er hatte den rechten Arm hinter den Kopf gelegt, das Gesicht dem Fenster zugekehrt. Ein schön geschnittenes Profil, schwarze Locken und ein jugendlicher Vollbart, der sich in zwei Spitzen kräuselte.

Vater Seligmann hatte die Lampe hereinbringen lassen und stellte mich vor.

Doktor Siegfried gab seine malerische Position sogleich auf und empfing mich ungezwungen und höflich.

„Herr Doktor R.? Sehr angenehm. Darf ich bitten?“ Er bot mir den Sessel am Schreibtisch.

„Das ist Ihr Platz“, erwiderte ich ablehnend.

„Mein Arbeitsplatz ist dort“, sagte er und wies auf ein freistehendes Stuhlpuß, an das er sich nun lehnte.

Der alte Herr, der sich schon gesetzt hatte, verbreehte die Augen und machte mir Zeichen. Ich wehrte ab und ließ mich nun auch nieder.

Doktor Seligmann setzte das Gespräch unbefangen fort: „Sie sind Arzt?“ Und, als ich bejahte: „Meine Familie hat Sie natürlich meinethwegen konsultirt?“

Ich zögerte einen Augenblick.

„Das bin ich ja gewöhnt; mein Papa und meine liebe Mutter machen sich Sorge um mich . . .“

Der Alte nickte schwer vor sich hin.

„Aber unnütze Sorge, Herr Doktor, denn ich bin nicht krank. Ich bin gart, vielleicht geradezu gesundlich, aber damit ist man noch kein Kranker.“

Sein Gesicht nahm einen seltsam verträumten Ausdruck an, und während die schmale Hand den Bart zupfte, sagte er leiser: „Im Gegentheil! Es giebt vielleicht eine Art höherer Gesundheit, die empfindlicher ist bei Stoß und Druck der groben Welt.“ Er schlug die Augen wieder auf, lächelte und fuhr in ganz frischem Ton fort: „Im Uebrigen: ich bin arbeitsfähig. Ein körperlich oder seelisch Kranker wäre nicht so unbehindert in seinen Fähigkeiten wie ich.“

Das Alles klang ruhig und verständig. Ich spielte also den harmlosen Hausarzt, erkundigte mich nach Lebensführung, Diät, horchte, fühlte . . . Etwas beschleunigter Puls und Herzschlag, ein Bißchen allgemeine Ueberreiztheit, im Ganzen der Typus des nervösen Gehirnmenschen. Besonderes Merkmal nur: eine auffällige Schwäche in den Beinen und im Rückgrat. Ich schloß nun ‚für dieses Mal‘ die Untersuchung und gab vor, einstweilen genügend orientirt zu sein . . . In Wahrheit wollte ich mich mit Vater Seligmann jetzt zurückziehen und mir Siegfrieds fixe Idee mit dürren Worten berichten lassen.

Aber der Alte hatte längst die Geduld verloren. Mit lebhaftem Händ- und Nienenspiel und abgerissenen Lauten lief er im Zimmer herum und war weder durch Zeichen noch Zublinzeln zum Eingehen auf meinen Plan zu bewegen.

‚Gott im Himmel, so kommen wir ja nicht weiter!‘ pläzte er endlich los. ‚Sie lassen sich die Zunge rausstrecken, Herr Doktor, Sie klopfen ihm auf den Rücken . . . Und der Junge läßt sich auch gefallen und macht ’n Gesicht wie der weise Mann. Das ist unehrlich, Siegfried, verstehst Du mich? Unehrlich! Lassen Sie sich doch nicht zum Narren machen, Herr Doktor, von einem Menschen, der sich einbildet — Gott im Himmel, man schämt sich, es auszusprechen! — der sich einbildet, er ist . . . er ist hintenrum von Glas! Hören Sie jetzt, Herr Doktor? Von Glas! Von höchstem Kristall, vom edelsten Schliß, in Facetten und allen Farben des Himmels spielend! So’n Mensch! So’n Narr! Was sagen Sie nun, Herr Doktor? So’n Mensch! Und setzt sich nicht mehr hin, worauf andere Leute sich setzen, daß es ihm nicht zerbricht! So’n Mensch! Haben Sie schon mal so was gehört? Das muß mir passieren, mit meinem Sohn! Von Glas! Ausgerechnet von Glas! Und stirbt dran, so wahr ich Herr Seligmann von der Zeit bin, stirbt an dem Unsinn! Wer kann denn Das aushalten, so’n Leben? Von Glas! Der alte Herr warf sich, wie von Fieberschauern geschüttelt, in einen Sessel. Fuchtelte immer wieder mit den Händen verzwifelt in der Luft herum und stöhnte: ‚Von Glas! Von Glas!‘

Eine ernste Stille.

Der junge Gelehrte stand hoch aufgerichtet, den Kopf zurückgelegt, mit geschlossenen Augen. Er war sehr blaß und athmete hörbar. Um den schmerz- lich geschlossenen Mund zuckte es zwar in Pein, doch auch in einer erhabenen Resignation. Ich . . . Ich legte die Stirn in Falten und nickte bedeutsam vor mich hin. Die sicheren Zeichen, daß ein Doktor sich als vollkommenen Esel fühlt.

Seligmann senior hatte sich beruhigt und trat nun mit der Miene des gebeugten Vaters zwischen uns. ‚Nu sagen Sie meinem Sohn Ihre Meinung, Herr Doktor. Sie sind ein erfahrener Mann. Sie kennen die Sachen. Und Sie haben ja kein Interesse, Sie sind unparteiisch. Nu sagen Sie ihm, daß er sich was einredet, was es in der medizinischen Wissenschaft nicht giebt.‘

Ich räusperte mich, blickte nach rechts und links, schritt dann im Zimmer auf und nieder. Vor allen Dingen keine Schroffheit, nichts Gewaltthätiges. Das Vertrauen des Kranken gewinnen. Schreibar auf die Wahnoorstellung eingehen. Das waren ja die bewährten Grundsätze. Ich kehrte also von meinem nachdenklichen Gekurs wohlgefestigt wieder auf meinen Platz zwischen Vater und Sohn zurück, kniff dem Alten zunächst die Hand zusammen, deutete ihm mit strenger Miene an, er müsse mich ruhig gewähren lassen, und begann darauf in dem üblichen per seipso theilnahmvollem Ton ein Gespräch mit Jung-Siegfried.

Ich stellte mich ganz auf den Standpunkt seiner Einbildung. Ich erklärte die Sache zwar für außerordentlich eigenartig, für völlig ungewöhnlich, aber ich gab zu, daß man auch absonderliche Thatfachen nicht ohne Weiteres in das Gebiet des Unmöglichen verweisen dürfe. Die ärztliche Wissenschaft beruhe ja nicht auf logischen Schlüssen, bestehe vielmehr aus einem stetig anwachsenden Schatz von Erfahrungen; hier liege vielleicht eine neue vor. Daß sie neu sei, beweise noch nichts gegen ihre Wirklichkeit.

Siegfried Seligmann verfolgte meine Rede zunächst mit mißtrauisch forschenden Blicken. Aber ich suche dieses Mißtrauens Herr zu werden, weniger durch den Sinn meiner Rede als durch ihre gesteigerte Eindringlichkeit. Meinen guten Glauben muß ich dem armen weisen Narren aufzwingen. Ich führe also einen Kampf mit einer Seele. Ich fühle, wie sie scheu und angstvoll vor mir flüchtet, ausweicht, aber ich folge jeder ihrer Windungen und betäube sie durch Blick und Ton, daß sie die listigen Kräfte nicht sieht, die sich um sie breiten, sie zu umklammern. Und ich bin der Stärkere. In unmerklich leisem Vorschreiten gewinne ich Boden. Die verrückte Vorurtheillosigkeit, die Alles gelten läßt, gar nichts verwirft, bewährte ihre lähmende Kraft.

Als ich nach einer kleinen Stunde Abschied nahm, waren wir, ohne es ausgesprochen zu haben, 'Männer, die einander verstehen.' Mehr sogar noch: 'Gegner, die einander verstehen!' Denn ich war dem 'Wunder' gegenüber 'skeptisch' geblieben. Aber mit einem anständigen, wissenschaftlichen Skeptizismus, den zu bestegen sich lohnte . . . Auch der Alte war ganz verblüfft, daß man 'so gelehrt über so was reden' konnte. Und ich hatte auch nicht plumpe materielle Beweise, etwa gar Untersuchungen verlangt, solche Methode sogar ganz nebenbei für unangemessen erklärt. Kurz, wir drückten einander ehrlich die Hand und vereinbarten ein gelegentliches Wiedersehen.

Als ich unten auf dem Vorplatz Hut und Mantel nahm, klang aus dem Zimmer wieder das frivole Lachen der Geschwister. Der Alte verzog geärgert das Gesicht. 'Lagebiede! Nichts gelernt als Geld und Gut vergeuden mit lauter schlechten Sachen und Eitelkeit . . . Und nun hat man 'nen Sohn, der wirklich der Stolz sein könnte: da paßt so was! Er hat mit seinen Brüdern nie was gemeln gehabt, unser Siegfried; er ist freundlich mit ihnen, wenn sie ihn verspotten . . .'

Frau Seligmann, die uns sprechen gehört hatte, kam mit ängstlich fragender Miene heraus. Ich sagte ein paar vage Trostworte und empfahl mich.

Schon am nächsten Abend wäre ich gern wieder hingegangen; so lockte mich der Fall. Aber da der Mann mit dem Gläsernen davon nichts merken sollte, ließ ich einige Tage vergehen, in denen ich mir auch meinen Feldzugsplan zurechtlegte.

Beim zweiten Besuch, wieder in der Abendstunde, traf ich ihn nah bei der Villa auf der Straße und war schon im Begriff, an ihm vorüberzugehen. So unansehnlich war die Erscheinung. Er blieb stehen und grüßte links. Fast ohne Uebergang begann er ein Gespräch über einen medizinischen Gegenstand von sozialer Bedeutung. Er hatte schon darüber nachgelesen und suchte noch praktische Information. Seine Fragen waren so fein gedacht, so gut geformt,

von einer eigenthümlich persönlichen Auffassung: ich war sogleich wissenschaftlich
 und über eine Stunde im Spazirengehen.

Und so war es nun häufig. Wir verkehrten jetzt ungewungen mit einander; entweder auf seinem Zimmer oder auf Streifzügen durch Straßen und Anlagen. Wer uns da sah, konnte wahrlich nicht den Eindruck empfangen, daß der eine dieser beiden Männer ein Geisteskranker sei, der andere der ihn behandelnde Arzt. Und in Wirklichkeit war auch von Behandlung nicht viel zu spüren. Ich konnte mir die geistige Ueberlegenheit dieses Patienten bald nicht mehr verhehlen; an Denkkraft, an Wissen, an Welt- und Menschenbetrachtung. Und diese Ueberlegenheit Siegfrieds Seligmann gab unserem Verhältnis nothwendig auch das äußere Gepräge. Ich baumlanger Märker lief damals neben dem engbrüstigen Judenjungen einher und stand völlig unter seiner Persönlichkeit, was viel eher Jünger als Meister. Von seinem Zustand war daher kaum jemals die Rede. Zufälle nur erinnerten manchmal an das Unausprechliche: irgend eine beliebige Holzbank etwa, auf die ich mich achtlos hinwarf, während er sich an einen Baum lehnte oder stehen blieb, den Blick mit schmerzloser Resignation ins Weite gerichtet. Ja, er konnte in solchen Augenblicken sogar scherzen, über sich selbst, die komische Seite der Sache empfinden, ohne dabei von seiner Hoheit zu verlieren. Denn dieser Mensch hatte wirklich Hoheit, jene bezwingende Kraft, die das Bewußtsein verleiht, ein von der Vorsehung Erwählter zu sein. Das war er nun einmal. Er hatte den Beweis dafür, das Zeichen . . . Und dieses Bewußtsein machte ihn groß und göttig. Er war selbstlos: denn ihm, für sich, blieb nichts mehr zu wünschen. Die höchste Begnadung war ihm schon geworden, mühelos, ohne Verdienst. Er hatte nur die Aufgabe, sein erwähltes Ich zur höchsten Blüthe zu entwickeln und in jedem Augenblick hinzuschlecken. So war er demüthig und hilfreich. In jeder Tages- und Nachtstunde bereit. Ausruhen war ihm ja verwehrt, ewige Wachheit geboten. Dabei von tiefer Scheu, jemals hervorzutreten. Denn die unergründbare Allweisheit hatte ihn ja eben in einer Art gekrönt, daß seine Herrlichkeit nicht offenbar werden sollte. Seine Krone war nicht nur vor den Augen der Mitmenschen verborgen, sondern auch ihrem Erfassen entrückt: weil sie ihnen lächerlich erscheinen mußte. Geschützt durch Väterlichkeit! Das war ihr feinstes Sinn. Und Das wurde mir ganz allmählich klar. Seligmann sprach es nicht etwa jemals im Zusammenhang aus.

Aber darüber vergingen Wochen. Und mein Patient wurde zarter und schwächer. Nur durch seine mächtige Willenskraft hielt er sich aufrecht.

Vater Seligmann, auch die Mutter, stellten mich öfters bei meinen Besuchen im Hause, fragten, wollten nachgerade Bestimmtes erfahren. Dieser Zustand konnte also nicht dauern. Etwas mußte geschehen, und zwar schnell. Bei der Vorstellung davon war mir bang. Ein Charakter wie dieser Siegfried war weder zu überzeugen noch wie ein Dugendkranker zu zwingen.

Eines Tages hatte ich den Alten wieder in der Anstalt; sitzend, drängend, verzweifelt. Thun mußte ich nun was, so oder so, da es inzwischen ja nur schlimmer geworden sei. Also heraus denn mit dem Plan, den ich mir gleich anfangs für den ‚Fall‘ zurechtgelegt hatte, — einem jener äußerst genialen Pläne, wie sie so zum eisernen Bestand in der Psychiatrie gehören. Schade nur, daß in-

zwischen aus dem ‚Fall‘ ein Mensch, aus dem Menschen ein Freund geworden war, ein Freund — jetzt fiel es mir schwer auf die Seele —, den ich lieb gewonnen hatte und der auch mich liebte. Was halfs? Ich mußte mich aufopfern.

Also ich setzte Herrn Seligmann die Sache vorsichtig auseinander. Zunächst indem ich ihm analoge Gewalttaten schütterte, die mit Erfolg ausgeführt worden waren. Ich erzählte die Geschichte des Weistesranken, der an der fixen Idee litt, eine Nachtigal in seinem Innern zu beherbergen, der deshalb nicht mehr sprach, sondern sich nur pfeifend zu verständigen suchte, außerdem nichts als Regenwürmer genießen wollte. So grausige Väterlichkeiten sind uns ja nichts Seltenes. Dem Mann mit der Nachtigal war damals ein gehöriges Brechmittel beigebracht worden, und während es wirkte, ließ man einen grauen Vogel zum Fenster hinausflattern. Auf diese Weise war er seine Nachtigal los geworden, sprach und aß nun wieder . . .

Auch Vater Seligmann erschrak zunächst bei Dem, was ich nun vorschlug. Aber bei solcher Rathlosigkeit war nichts von der Hand zu weisen. Also sollte es versucht werden.

Die beiden nächsten Tage vergingen mit den nöthigen Vorbereitungen. Jämmerlichem Kram. In einer Glaswaarenhandlung verschaffte ich mir schöne Kristallscherben . . . Und in Siegfrieds Abwesenheit wurde an seinem Schreibtischfessel gearbeitet: geschnitten und gebastelt, mit Säge, Bindfaden und Draht. Das Komplott war damit reif.

Unter Vorwänden wurde Siegfried von seinem Zimmer ferngehalten und am späten Nachmittag mir zum Spaziergang überantwortet. Also das letzte Beisammensein. Denn Das war klar: ich mußte nun sofort und für immer aus seinem Leben verschwinden.

Einem Attentäter mit der Bombe in der Tasche mag eben so zu Muth sein wie mir in diesen Stunden. Mit gepreßtem Mund und gefalteter Stirn stampfte ich vorwärts, während mir der Herzschlag bis in den Hinterkopf hallte, und brachte nur mühsam hie und da ein heiseres Wörtchen heraus. Und seltsam — und traurig! —: gerade an diesem Nachmittag gab sich Siegfried Seligmann, was nicht leicht bei ihm vorkam, gefühlvoll, menschlich intim. Er sagte, in seiner symbolisirenden Art, daß wir Wanderer seien, die nach verschiedenen Zielen hinstreben und nur ein Stücklein die selbe Straße gehen. Durchzuhören war, daß die kurze Befährtenerschaft ihm lieb bleiben werde . . . Ich hätte heulen mögen.

Aber als es zu dunkeln begann und wir heimwärts gingen, der kritischen Stunde Schritt vor Schritt, Minute um Minute näher kamen, da wurde aus meiner überspannten Stimmung nervöse Gereiztheit. Eine ärgerliche Wuth stieg in mir auf; vor Allem über die klau Sentimentalität, die mich nun gar noch befallen hatte. Was gingen diese ganzen Zustände mich denn persönlich an? Diese fremdartigen Menschen? Der verschrobene Messias? Arzt war ich, zum Donnerwetter, hatte meine Kraven zu machen, — und fertig damit! . . . Uff! So war ich mit mir zufrieden. Ein Bißchen Galle gab doch immer die beste Kraft. Ich beschleunigte die Schritte. Zum Ende jetzt, zum Ende!

Mein Opfer lief still neben mir her, empfand wohl meine Mißlaune, lächelte aber mit dem ihm eigenen Gleichmuth drüber hin. So kamen wir an.

An Thürspalten vorbei, hinter denen man die großen Lauscheröhren spürte, ging's hinauf in das nun altgewohnte Gelehrtenzimmer.

Da stand die Hüllenmaschine, zwei Schritte vom Tisch, halb ins Zimmer gekehrt, mit offenen Armen . . .

Die kleine Ecklampe wurde angesteckt, die nur mäßiges Licht verbreitete. Ich warf Hut und Mantel über ein Möbel, schritt trotzig auf und nieder, um mir die Glieder in der Bewegung zu lockern. Siegfried lehnte gelassen an seinem Pult.

Als ich einen Augenblick überlegend stehen blieb, sah ich seine großen braunen Augen nachdenklich auf mich gerichtet. Dann hörte ich die ruhigen Worte: „Das ist mein Schicksal, daß auch die Wohlmeinenden Anstoß an mir nehmen müssen. Ich habe es erwartet.“

Einen Moment war ich wieder entwohnet. Dann fuhr ich auf. Schroff, feindlich, in einem nach unserem ganzen Verhältniß unmöglichen Ton: „Nun, wenn Sie wissen, daß jedem verständigen Menschen, auch wenn er sich Ihren Phantastereien mit Bammgeduld anbequemt, über kurz oder lang doch der Faden platzt: warum lassen Sie dann nicht von Ihrem Aberglauben?“

Kein Wort, kein Erstaunen. Nur das Märtyrerköpfeln.

Also ich steigerte meine Grobheit: „Sehen Sie doch die Widersinnigkeit Ihrer Einbildung endlich ein! Selbst wenn man sich für eine Sekunde auf Ihre Symbolspielerei einlassen wollte: ihre innerliche Schiefeit! Seelengröße, die sich durch eine körperliche Monstrosität anzeigen soll, — gotteslästerlich, abstrus!“

Er breitete ergeben die Handsflächen aus. „Was soll ich thun?“

„Sieh sehen!“ Ich schrie jetzt, daß die Fenster klirren. „Sehen sollen Sie sich! Wenn ich Sie von nun an nicht für einen halbstarrigen Karren erklären soll, dem die Polsterzelle gebührt!“ Ich schlug auf den Pultdeckel, daß Siegfried unwillkürlich zurückwich, schob mich zwischen ihn und seinen Stuhlpunkt und drängte ihn dem bereitstehenden Schreibstisch zu: „Hier ist Ihr Stuhl! Nehmen Sie Platz!“ Ich hatte mit eisernem Griff seine mageren Oberarme erfaßt, daß mir dabei vor meiner eigenen Breite und Höhe graute.

Nun wand er sich doch, um freizukommen. „Was wollen Sie thun?“ stammelte er mit offenem Munde.

Und ich: „Ihnen beweisen, daß nichts an Ihnen Glas oder Kristall ist, sondern Alles Fleisch und Knochen, wie bei uns Dugendmenschen auch!“

Dann folgte die Katastrophe.

Ein gewaltiges Niederstauchen von oben herab, das Krachen des brechenden Stuhles, das Klirrende Zerschellen von Gläsern, — und Siegfried inmitten der Trümmer. (Mit herabgerissenen Inexpresibles . . . auch Das hatte ich zur Verwollständigung der Illusion im großen Moment nicht verabräumt.) Und ringsum ein Wipern und Sprühen und Funkeln: in hundert geschliffenen Scherben aller Farben bligte der Lichtschein. Wirklich . . . Er mußte herrlich gewesen sein, der Gläserne, als er noch ganz war und an seinem Platz! Und ich war geschlagen mit meinem frechen Zweifel. Er hatte existirt, in greifbarer Wirklichkeit . . . Aber nun existirte er nicht mehr! . . .

Die Thür wurde aufgerissen. Vater und Brüder drängten herzu. Hausdiener und Magd hinterdrein. Besen, Kehrichtschaufeln und ein Waschkorb waren

bei der Hand. Alles war ja vorher abgekartet worden. In fliegender Hast wurde Ordnung geschafft; alle Spuren wurden beseitigt, die Glaskcherben bis auf den letzten Splitter zusammengesetzt, die Ruinen des Sessels fortgepackt . . . Inzwischen hatten die Seligmanns den Patienten in die Mitte genommen, ihn zum Fenster gezogen, beruhigend, tröstend, nach Möglichkeit bemüht, ihm den Anblick der Trümmerstätte zu entziehen. Es war ein bedrängendes Durcheinander. Papa Seligmann weinte vor Aufregung, hing mit den kurzen Armen an Siegfrieds Hals und küßte ihn: Du wirst es ertragen, Siegfried, Du wirst nebbich nicht dran sterben, mein Sohn . . .⁴

Aber Siegfried stand hochaufgerichtet, die starren Augen immer auf mich gefestet. Auch ein paar abgerissene Worte, die mir galten, konnte ich noch vernehmen. 'Armer Mensch! Kleine, lügende Seele . . . Bestimmen, was man nicht erfassen kann . . . Immer, immer waret Ihr so . . .'⁴

Mit einem Glas Thee, das ihm dann aufgedrängt wurde, erhielt er eine tüchtige Dosis Chloral, die auch schnell ihre Wirkung that und den Armen für gute zehn Stunden in Schlaf versenkte.

In den nächsten Tagen erhielt ich noch Bericht. Er sprach nicht über den Fall, erwähnte ihn überhaupt niemals wieder. Als ob er diese ganze Episode seines Lebens vergessen hätte.

Aber er sah. Saß und lag, ohne jede Vorsicht, fest und breit . . .

Er erholte sich auch schnell wieder. Er wurde für sechs Wochen in einem Sanatorium untergebracht und dann noch Monate lang von der Heimath fern gehalten. Als er wiederkam, war ich nicht mehr in der Anstalt.

Mehr als zwei Jahre waren darüber vergangen. Und da ich inzwischen Mancherlei verbogene Behirne einzurennen gehabt hatte, war mir der Fall Seligmann schon einigermaßen verbläßt.

Da erhielt ich eines Tages einen eingeschriebenen Brief aus F., der so anfang: 'Hochgeehrter Herr Doktor! Mein Sohn Siegfried ist heute von Polizei in Untersuchungshaft abgeholt worden . . .' Vom alten S. D. Seligmann. Und dann auf zehn engbekritzelten Seiten eine mich von Wort zu Wort immer mehr verbläffende Beschreibung der seelischen Entwicklung Siegfrieds nach der Operation.

Es war in raschem Fall mit ihm bergab gegangen. Zunächst war er überhaupt nicht mehr zu seinen früheren Interessen erwacht. Man hatte damals in Hossen und Zwartzen Monate verstreichen lassen, ihn endlich sogar zum Arbeiten gebrängt, — umsonst. Er hatte keine Feder, kein Buch mehr angerührt. Bis zum Mittagessen lag er im Bett, den Rest des Tages verräkelte er auf dem Sofa oder lungerte auf den Bänken in den Anlagen herum. Wenn er sich zum Sprechen aufraffte, so schimpfte er. Ueber Vater und Mutter, über Gott und die Welt. Nichts war ihm mehr recht. Seine alte Intelligenz zeigte sich nur noch darin, daß er mit gehässigem Spürsinn bei allen Menschen die Schwächen, das Niedrige und Lächerliche entdeckte. Der edle Optimist war der unleidlichste Faulpelz und Cyniker geworden. Aus Langeweile hatte er sich dann den Brüdern angeschlossen; sich an ihren Streichen betheiligte. Die drei Seligmanns waren bald in der ganzen Stadt als ausgemachte Lüdriane verrufen. Und Siegfried als der Schlimmste; denn ihm fehlte die Routine der beiden Anderen. Ihm

war auch gar nichts an seinem Auf gelegen; er ließ sich einfach gehen, haltlos treiben . . . Und die wackeren James und Louis benutzten ihn obendrein noch als Sündenbock, ließen ihn die Kastanien aus dem Feuer holen . . . Eine Fülle von Schwierigkeiten war so schon entstanden. Und nun war es zum Schlimmsten gekommen: zu einer Selbstaffaire bedenklichster Art. Falsche Angaben, eine zum Mindesten zweideutige Unterschrift . . . In allem Unglück hatte der Alte das lumpende Kleeblatt auch noch durch Entziehung der Geldmittel kurieren wollen. So waren sie einem Wucherer in die Klauen gerathen, — und der Herr Doktor war schließlich drinnen geblieben . . . Bewegliche Klagen des Alten nun, Klagen und Bitten. Ich müsse dem Gericht mittheilen, daß der Angeklagte geistig nicht normal sei. Im Termin müsse ich als Sachverständiger und Zeuge auftreten und alles damals Geschehene enthüllen, um so die unglückliche Familie vor ewiger Schande zu bewahren.

Es hätte dieses Appells gar nicht bedurft. Ich that sofort, was in meinen Kräften stand, meldete mich dem Richter, sandte ein ausführliches Gutachten. Das Verfahren war trotzdem nicht aufzuhalten. Es kam zur Verhandlung; und ich war natürlich zur Stelle. Auf der Anklagebank sah ich ihn wieder.

Sein Aeußeres war nicht verändert. Der kandidatenhafte Anzug von früher, Haar und Bart noch genau so unmodern testamentarisch. Aber — unfahbar! — der eigenartige geistige Reiz der Persönlichkeit, den man früher unmittelbar empfinden mußte, war verschwunden. Die ganze Physiognomie, in allem Einzelnen, wie früher, nur leer. Er lämmelte auf dem Armsünderbänkelein, als ob ihm dieser Platz so recht sei wie ein anderer; stumpf, gelangweilt. Als ich vor ihm stand und ihm in die Augen sah, hob er verächtlich die Schultern und lachte. Der Thatbestand der Anklage lag einfach genug und war schnell erledigt, der Angeklagte lückenlos überführt, ohne mildern den Umstand, — wenn man nicht etwa die ungemaine Dummheit, womit das Delikt begangen war, als solchen gelten lassen wollte. Dann kam ich an die Reihe. Heiliger Demosthenes, was habe ich in dieser Stunde meiner Beredsamkeit zugemüht! Wäre ich selbst eines Mordes bezichtigt gewesen, ich hätte mich für mein eigenes Leben nicht mühevoller ins Zeug legen können. Und mir war wirklich zu Ruth, als ob ich einen Menschen auf dem Gewissen hätte und ihn nun um meiner eigenen Seelenruhe willen vor dem Aeußersten bewahren müsse. Ich trug also die Krankengeschichte bis in alle Einzelheiten vor und schilderte, wie bei solchen aus der Form gerathenen Intellekten nur der Untergrund abnorm gestaltet sei, alles auf ihm Erwachsende — Gefühle, Anschauungen, Thaten — sich dann aber logisch entwickelte. Ja, gerade mit einer besonders eigen sinnigen Logik. Ich erzählte, wie Siegfrieds groteske Einbildung allmählich zur Basis seines ganzen Wesens geworden war, zum Nährboden der gesammten Psyche. Ich betonte, daß gerade hier Charakter und Moral ihr letztes Wurzelwerk hätten. Und gab nun zu bedenken, welche zerstörende Wirkung eine seelische Erschütterung, wie sie der Angeklagte erlitten, hervordringen müsse. Für ihn wars ja eine Sprengung des Fundamentes. Ich schonte weder mich noch die anderen Betheiligten, nannte uns geradezu die eigentlich Schuldigen. Denn ganz sicher — und zwar so zweifellos, daß es als thatsächlich festgestellt angenommen werden müsse — sei dieser

Siegfried Seligmann, der heute eines gemeinen Verbrechens überführt erscheine, in der Zeit seines Wahnes ein Mensch von seltener Reinheit gewesen.

Der Vorsitzende unterbrach mich: ich dürfe die Grenzen des Gutachtens nicht überschreiten; das Plaidoyer sei das Gebiet des Verteidigers.

Ich erwiderte, daß im vorliegenden Fall eine solche Grenze gar nicht zu finden sei; hier müsse das bloße Verstecken zum Freispruch führen. In dem Angeklagten habe man ein tief zu bedauerndes Opfer vor sich: einen Menschen, in dem das Gefühl des eigenen Wertes getödtet worden sei. Denn werthlos erscheine sich der Mensch, wenn ihm sein Bestes — Das, was er für sein Bestes gehalten habe! — geraubt sei. Das Geliebte, wäre es an sich auch noch genug und übergenug, bedeute dann nur noch einen schlechten Rest, mit dem nichts mehr anzufangen sei. Gerade den Edelsten ist es ver sagt, sich zu begnügen. Das Bewußtsein des eigenen Wertes ist aber Das, was wir ‚unser Heiligstes‘ nennen. Es giebt uns die Richtschnur für unser Leben, es ist das zarte Organ, das uns Recht und Unrecht empfinden läßt. Der sich selbst werthlos gewordene Mensch ist also zugleich auch seines Steuers verlustig. Es lohnt ihm jezt nicht mehr, Liebe und Mühe an das morsche Wrad zu wenden, er überläßt es Wind und Wellen, — und geht am Ende mit ihm unter. ‚Geht unter, meine Herren Richter!‘ Leute, die sagen, ihnen sei nichts mehr an sich gelegen . . . Wie oft Das den Herren Richtern in ihrer Praxis wohl schon vorgekommen sei! Sind nicht Manche bis zu schweren Verbrechen gesunken, weil sie einmal — vielleicht un schuldig! — eine kleine Strafe erlitten? Dinen war ‚guter Ruf‘ das verplichliche Heiligthum. Andern ist es ‚Ehre‘, ‚Glaube‘. Menschen sind schlecht geworden, weil sie von einer Schuld der Eltern, Voreltern erfuhren: ‚Familie‘, ‚Ael‘ . . .

Nun hatte der Vorsitzende aber die lange mühsam bewahrte Geduld verloren. ‚Aber, Herr Sachverständiger, wollen Sie dem Kollegium im Ernst zumuthen, zu glauben‘ — das Blut schoß ihm ordentlich ins Gesicht —, ‚weil Einer keinen gläsernen H mehr hat, darum müsse er Wechsel fälschen?‘

‚Ja, Herr Präsident. Ja! Wenn Einer sein gläsernes Theil nicht mehr besitzt, dann fälscht er, stiehlt, mordet . . . Je nachdem das Thier in ihm geartet ist!‘

Nun wars vorbei. In meiner Dize hatte ich den schwersten Fehler begangen: in feierlicher Gerichtsverhandlung einen bildlichen Ausdruck gebraucht. Die Sachverständigkeit erschien also wieder einmal durchaus dunkel, während Paragraph Soundsoviel in um so leuchtenderer Klarheit strahlte. Ueber mich hatte man gelacht; und der Angeklagte Seligmann wanderte — wenn auch nur auf einige Tage — ins Gefängniß.

Eine von A bis B verfahrene Geschichte. Aber sie ist wenigstens nicht ohne Nutzen an mir vorbei gegangen. Denn wenn mir seitdem ein Patient mit einer gefährlichen Lebensläge gebracht wird, so schlage ich sie ihm nicht mehr ohne Weiteres in Scherben: ich lasse ihm vorläufig die Möbel danach einrichten.

Grünemald.

Hans Olden.



Selbstanzeigen.

Grundprobleme der Philosophie. I. Das Problem der Gegebenheit, zugleich eine Kritik des Psychologismus in der heutigen Philosophie, Berlin bei Bruno Cassirer.

[U. A.] Die vorliegende Schrift, die erste einer Reihe von Abhandlungen, in denen die Grundprobleme der Philosophie erörtert werden sollen, wendet sich zunächst an Alle, die von der Psychologie die Klärung und Erledigung der philosophischen Grundfragen erwarten. Sie wendet sich an sie und gegen sie. Die empiristische Grundtendenz unserer Psychologie, ihr ständiges Anrufen der „Tatsache“ als einer letzten Instanz wissenschaftlicher Erkenntniß wird einer prinzipiellen Kritik unterworfen. Die „Gegebenheit“ der Tatsache wird als centrales philosophisches Problem entlarvt, dessen Lösung weit über die Grenzen der Psychologie hinaus für die gesammte Weltanschauung von entscheidender Bedeutung ist. So wendet sich dieses Buch doch auch an einen weiteren Leserkreis; es möchte im Interesse Aller, denen Philosophie am Herzen liegt, die inneren Schwierigkeiten und Widersprüche aufdecken, in die unsere Philosophie durch einseitige Betonung naturwissenschaftlicher Forschungsprinzipien mit ihrem Gefolge von Empirismus und Materialismus gerathen ist. So soll das Buch zugleich dazu dienen, aus dem Gedankenkreise des heutigen Philosophirens heraus zu den noch immer so vielen Mißdeutungen ausgelegten Grundgedanken der idealistischen Philosophie einen neuen und sicheren Zugang zu eröffnen. Vielleicht wird man aber sagen dürfen, daß mit dem neuen Zugang auch eine neue Wendung und Ausgestaltung dieser Gedanken angebahnt sei. Hierüber werden, wie ich hoffe, die folgenden „Probleme“ noch deutlicher Aufschluß geben. Dr. Paul Stern.



Badische Kunst 1903. Im Auftrage der Vereinigung „Heimathliche Kunstpflege“, Karlsruhe, herausgegeben von Albert Geiger. Preis 5 Mark. Mit zahlreichen Vollbildern, Bildern im Text und Bignetten badischer Künstler. Verlag von G. Braun, Hofbuchdruckerei in Karlsruhe.

[U. A.] Zum ersten Male in Baden tritt die Künstlerschaft und die Schriftstellerwelt gesammelt auf den Plan, um ein Bild des Schaffens zu geben; daß dieses Bild nicht nur Heimath-Meierei bietet, zeigt ein Blick auf die Künstler, die mitgearbeitet haben. Hans Thoma, der von der Scholle aus den Flug in manches Märchenreich unternommen hat, ist das deutlichste Beispiel dafür, wie Heimathkunst sich zur Weltkunst erweitern kann. Er geleitet das Buch mit prächtigen Federzeichnungen, die ihn ganz geben, wie er ist: treuherrig, gemüthvoll, siberb und doch fein; immer der große Poet und Künstler. Gegensätze der Landschaftsbetrachtung verkörpern in dem Buche Gustav Schönleber und Gustav Kampmann. Besonders interessant ist ein Ludwig Dill aus seiner Marinezeit; ein goldbrauntöniges Aquarell venezianer Fischer. Daß Volkmann, Gony, Eichrodt und Andere Beiträge geliefert haben, sei noch vermerkt. Fast alle Künstler haben auch Buchschmuck zu den Werken gezeichnet. Auch im literarischen Theil glaube ich die Lippe des nur Landeigenen, Heimaththümlichen vermieden zu haben.

Karlsruhe.

Albert Geiger.



Peter Kosegger. Ein Beitrag zur Kenntniß seines Lebens und Schaffens.

Mit 128 Illustrationen, einer Handschriftendruckbeilage und einem alphabetischen Verzeichniß der hochdeutschen Epochen Koseggers. Vierzig, Verlag von L. Stadmann.

Die hier angezeigte Monographie ist die erste übersichtliche und authentische Darstellung von Koseggers Lebensgang. Die Verfasser, durch Jahre lange freundschaftliche Beziehungen zum Dichter mit seiner Laufbahn und seinen Schriften innigst vertraut, haben, gestützt auf ein reiches Material und genaue Kenntniß der Heimath und Landleute Koseggers, ein getreues Bild von dem Dichter zu entwerfen gesucht. Zahlreiche, zum großen Theil bisher noch nie veröffentlichte Bilder, darunter sechs Originalzeichnungen von Kosegger, und verschiedene handschriftliche Beiträge dienen zur Ergänzung des Textes.

Dresden.

D. Roebius.

Im Wechsel der Zeit. Schlußband der Romantrilogie „Vivat Academia!“ („Du mein Jena!“ — In der Philister Land“). Verlag von Richard Bong, Berlin.

Nach schwärmender Jugendseligkeit und Kräfte weckender Uebergangszeit nun der hochwogende Lebenskampf um eine gefestete Stellung nach innen und außen. Zwei Konflikte sind Drehpunkte der Handlung. Der eine der Gegensatz zwischen dem Geschäftsgelahrten und dem idealistischen, uneigennütigen Vertreter der Wissenschaft. Der Boden, auf dem dieser Kampf ausgefochten wird, ist das Laboratorium, aus dem eine scheinbar Epoche machende Entdeckung, ein Heilverfahren gegen einen der furchtbarsten Würger der Menschheit, hervorgeht. Sie wird mit voreiliger Begeisterung vom Publikum und von der höchsten Behörde aufgenommen, führt bald aber zu kläglicher Enttäuschung und läßt schließlich über den Trümmern des leichtfertig gezimmerten Lustschlosses das ehrliche, mühevoll Lebendwerk eines ernstes Gelehrten siegreich stehen. Der andere Konflikt: das Ringen zwischen dem noch am Altüberlieferten hangenden Mann und der vom Hauch der Neuzeit beseelten Frau, die nicht mehr bloß Haushälterin und Kinderverzorgerin sein will, sondern ihr Recht begehrt als vollwerthige Kameradin des Mannes. Dies Kämpfen wird in zugespitzter Entwicklung geschildert und zum klärenden Abschluß gebracht.

Paul Grabein.

Bei sinkendem Licht. Dialoge. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. 3 Mark.

Auf die künstlerische Herrichtung dieses Buches, die in allen Einzelheiten dem Maler Emil Rudolf Weiß übertragen war, möchte ich mit einem Wort hinweisen. Weiß hat hier ein Werk geschaffen, wie es seinem Ideal einer sinngemäßen Buchausstattung entspricht. Er hat Typen und Druckpapier bestimmt, das bunte Einband- und Vorsatzpapier entworfen und auf den gleichen konstruktiven Formen, die diese Papiere zeigen, dem inneren Schmuck des Buches aufgebaut. Jedem der fünf Dialoge hat er mit einem Holzschnitt geziert. Ich freue mich sehr, dieses inhaltlich aus lyrischen Empfindungen erwachsene Buch in einem so schönen Gewande erscheinen zu sehen.

Steglich.

Hans Bethge.

Fastenpredigt.

Skali, da kommen sie. Die ganz großen; kleinere wagen sich schon in dem Karneval vor. Oder werden gezwungen, voranzugehen. Denn auch in der Bankenvwelt herrscht ein höfliches Ceremoniell mit Vortritt und Gefolge. Ein wohlgeordneter Zug, in dem es souveraine Fürstlichkeiten, Trabanten und Schleppträger giebt. Diesmal ist die zweifelhafte Ehre, an der Spitze zu schreiten, der Kommerz- und Diskonto-Bank zugesallen. Das ist eine Bank, deren Bilanz man gewöhnlich mit behaglichem Gleichmuth erwartet. Persönlichkeiten, die der Phantasie zu schaffen geben, besitzt sie nicht. Ein Provinzialinstitut, das sich erst vor sechs Jahren auch in Berlin aufgethan hat und noch keine Gelegenheit fand, sich so interessant zu machen wie andere Bankvettern vom Lande, die in der Reichshauptstadt erst ihre wahren Talente entdecken und sich zu wesentlichen Faktoren der Residenz zu entwickeln verstanden. Diese Kustalt noch schon von Weitem allzu sehr nach Geschäft. Ich bitte Sie: wenn man aus Hamburg kommt! Sie können sich ja denken: Zucker, Rhederei, Schlepsschiffahrt, Del und andere sehr nützliche, sehr einträgliche, aber schrecklich langweilige Dinge mehr. Hier, wenn irgendwo, fand echt hanseatische Solidität, der Stolz Deutschlands, eine Pflegeträtte. Ihr Kapital konnte sich nicht mit dem der Gewaltigen messen, aber zwischen der Berliner Bank und der Nationalbank für Deutschland, etwas größer als jene, etwas kleiner als diese, nahm die Kommerz- und Diskonto-Bank eine ganz respektable Stelle ein, deren Würde der massive, ernst breinsichtende Steinbau im Bannkreis der Deutschen Bank passend repräsentirte. Gerade von dieser Bank hätte Niemand erwartet, daß sie eines Tages ins Gerede kommen würde. Nun ist auch sie dem argen Schicksal verfallen und der Kreis ist geschlossen: es giebt jetzt keine berliner Bank mehr, gegen die nicht in der Oeffentlichkeit ein Ermittlungsverfahren einzuleiten war. Der Rechnungsabluß der Kommerz- und Diskonto Bank zeigt allerdings deutlich das Bestreben, gleich seinen Vorgängern wenig aufzufallen. Das erklärt auch, warum die Dividende auf der Höhe des vorletzten Jahres gelassen wurde: wieder finds 6 Prozent. Wer sich aber der Thatsache erinnert, daß die Bank im Sommer durch den vortheilhaften Verkauf ihres Antheils an der auffiger Zuckerraffinerie eine stille Reserve von 250 000 Mark freibekam, und dann entdeckt, daß der Effekten- und Konfortialgewinn im Jahre 1903, trotz den um ungefähr 1½ Millionen gesteigerten Beteiligungen, doch noch um eine halbe Million geringer war als 1902, Der kann sich des Gedankens nicht erwehren, die Bank müsse wohl manche Silbude auf dem Gewissen haben. Und diese Vermuthung wird durch die Ereignisse bestätigt, die sich ein paar Wochen vor der Veröffentlichung der Bilanz abgespielt haben. Die Bank hat ihre frankfurter Geschäftsstelle, die zur selben Zeit wie die berliner aus dem in beiden Städten etablirten Bankhaus Dreyfus & Co. entstanden war, aufgegeben, um für eine Wiederbelebung der absorbirten Privatfirma Raum zu schaffen. Mit unbeabsichtigter Ironie haben liebe Fachgenossen für diesen nie erschanten Vorgang, der schnell auf den Fusionstummel Dresdener-Schaaffhausen folgte, die Phrase von der „gesunden Rückbildung“ geprägt. Sie hat Kurs bekommen und ist vielleicht auf dem besten Wege, als Schulfall in Vorlesungen und Bücher hineinzugerathen. Von Gesundheit war bei dieser Rückbildung in Wirklichkeit nichts zu spüren. Mit

dem selben Recht könnte man den Vortheilerausfall bei einem jungen Manne, dessen Oberlippe eben erst ein Flaum zu zieren begann, eine gesunde Rückbildung nennen. Die Bank verließ den Schauplatz ihrer frankfurter Thätigkeit allerdings aus Gesundheitsrücksichten; aber sie wurde dadurch nicht gesünder, sondern kränker. So eilig hatte sie, daß sie froh war, als Herr Dreyfus das laufende Geschäft auf sich nahm; ihre Betheiligungen, an denen sie schon manche Mark verloren hatte, und ihren frankfurter Grundbesitz mußte sie behalten, obwohl eine vollständige Abtretung und Ver Silberung der dortigen Aktiven das Natürlichste gewesen wäre. Um die selbe Zeit kam es in dem Institut zu Personalveränderungen, die nicht als direkte Folge des frankfurter Wechsels aufzufassen waren, sondern Anlaß zu dem Glauben boten, in der Centralverwaltung selbst müsse irgend Etwas nicht ganz in Ordnung sein. Seitdem erst erfährt man überhaupt, daß auch die Kommerz- und Diskonto-Bank unter ihren leitenden Beamten Männer habe, die den Drang in sich fühlen, sich von der geschäftlichen Schablone zu befreien. Ein schöner Wahn wurde damals grausam zerstört. Schon hatte man sich die Lippen geleckt. Die Kommerz- und Diskonto-Bank, diese neutralste und begehrtestenwertheste Kleine Berlins, wird sich gewiß nächstens der Darmstädter Bank verbünden. So hatte die Börse gehofft. Man lebte ja in den Blüthenwochen und erwartete täglich „Fasionen aus Liebe“. Dieser Traum ist nun ausgeträumt. Die Darmstädterin will sich, wie man erzählt, ja sogar von Warschauer trennen.

§ 2. Die Aktien einer Bank sind meist in den Händen weniger Kapitalisten vereinigt, deren Einkommensverhältnisse der Allgemeinheit ziemlich gleichgiltig sein können. Von diesem Standpunkt aus scheint die Frage nach den Bankdividenden nicht allzu wichtig. Die Spekulation, die, ohne jemals eine Bankaktie in die Hand zu nehmen, den Bankaktienmarkt nur als einen der geeignetsten Sammelpunkte für ihr Spiel benützt, hat noch viel weniger Anspruch darauf, die Oessentlichkeit mit ihren Sorgen und Freuden zu behelligen. Aber die Banken arbeiten nicht so sehr mit ihren Aktienkapitalien wie mit den Geldern, die ihnen das große Publikum leiht. Aus diesem, nur aus diesem Grunde ist es bedauerlich, konstatiren zu müssen, daß auch ein so hamburgisches Institut wie die Kommerz- und Diskonto-Bank dem Götzen fauler Betheiligungen übermäßig geopfert hat und sich schließlich gezwungen sah, die Selbstamputation vorzunehmen, die ihre Freunde im prächtigsten Byzantinisch eine gesunde Rückbildung nannten und ihr nicht hoch genug als Weisheit anrechnen konnten. Diese erste Bankbilanz des Jahres hat die Serie nicht sehr glücklich eröffnet. Absicht omen. Wenn man sieht, wie auch unter der reinsten Haut böse Wucherungen Unheil anrichten, wird man, ob man will oder nicht, mit einigem Mißtrauen auch gegen die Größten unter den Großen erfüllt, die mit tausend Mitteln und Mittelchen ihre Gebrechen verbergen können. Und wie viele solcher Gebrechen sind trotzdem schon an den Tag gekommen! Bilanzen! Gesilde von ewiger Dunkelheit, unergründlicher als die Tiefen, in denen die Mitter wohnen. Freilich giebt's auch eine Methode, Bilanzen zu lesen. Die Schablone lindischen Buchstabcicns, bei der immer Etwas herauskommen muß; wenn nicht Worte, so Wörter. Aber der eigentliche Sinn der Ziffern liegt in ihnen verborgen und selbst die Haruspizes können ihn nur errathen, indem sie ihrer eigenen Leistungen gedenken. Doch diese Leute haben, wie schon dem alten Cato auffiel, die Eigenthümlichkeit, einander ernst

Dorothea.

Sohn, Marienglas und Kristall birgt das Land Kappadokien im Schoß, Weizen und Wein reist auf seinem Boden zu üppigen Garben und Trauben; und die schlanken, behenden kappadokischen Pferde hat schon Sal-manassar, der Assyrerkönig, hat mancher Basileus von Byzanz schon zu schätzen gewußt. Auch schöne Frauen wuchsen am Euphrat, am Galys, am Salzsee Tatta; und die Legionen, die den alten Perserbesitz fürs Reich der Römer eroberten, brauchten am Pontus nicht auf einsamem Lager zu darben. Wo der Feuerberg Argaeos den Fuß gen Norden streckt, lag, zwischen Wüsten und Sümpfen, die Hauptstadt Mazaka, die später Caesarea hieß. Und zwischen Sümpfen und Wüsten trieb, von Mazaka her, junges Hirtenvolk die kilikischen Ziegen auf fette Weidepläße. Mag ein Perserschah oder ein Caesar im Lande gebieten: Jugend freut sich des Lebens, jauchzt dem Sonnenlicht zu und läßt sich die Laune nicht gällen, wenn aus Wolken das Haupt des Argaeos röthlichen Athem herniederschickt. Der Knabe findet das Mädchen und aus dem Zwerggebüsch bringt dem Wanderer jähes Gelicher und zärtliches Stöhnen ins Ohr. Eine nur hält sich, ungesellig, immer allein; und schreitet sie durch den Schwarm, dann verstummt, wie vor dem Auge der Herrin, auf der frechsten Lippe der Freudenschrei und schen flüstert alles Gepaarte: „Die Christin!“ Denn die hohe Jungfrau glaubt den milden Gott, der noch nicht drei volle Jahrhunderte der Menschheit lebt; glaubt ihn und folgt seinem Sündenverbot. Sünde ist ihr, was alle Anderen erlaubte Lust dünkt; kein Werben darf, kein noch so leiser Wunsch ihren Leib entschleiern; und ihre Arme breiten sich nur, um den himmlischen Bräutigam zu rufen. Dorothea wurde sie in der Taufe genannt; und nie haben Götter ein herrlicheres Geschöpf in Menschenhäuser geschenkt. Keiner wußte, wie die Waise in die Galiläerschule gekommen war. Eines Tages sah man sie in dem düsteren Häuflein der Kreuzanbeter, wunderte sich über ihren gewandelten Sinn, mußte sich an das fremde Wesen endlich aber gewöhnen. Monde kamen und gingen, Jahre welkten vom Baum der Zeit. Dorothea blieb stark im Glauben; stark und spröde. Wer von ihrem Mund gefüttert sein wollte, wurde mit frommem Spruch abg gespeist. „Selig, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“ „Wenn Ihr betet, sollt Ihr nicht plappern, wie die Heiden, die da meinen, erhört zu werden, weil sie viele Worte machen.“ Mit so ungefälliger Weisheit scheuchte sie Kappadoken und Römer aus ihrem Jungfrauenfrieden. Der schönste Jüngling hatte sie, die in Mittagsgluth bei der Herde schlief,

einst beschließen, mit einem derben Kuß geweckt und der zornig, mit flammendem Blick, Aufspringenden höhnisch den Evangelienfag von den Zweien zugeschnitten, die ein Fleisch sein werden, ohne nach Vater und Mutter erst lange zu fragen. Ein Wink verjagte den Schänder. Doch der Kuß brannte fort.

... Diocletian, der Sklavensproß, saß seit neunzehn Jahren schon auf Caesars Stuhl, hieß der Oberkaiser, zwang die Unterworfenen zur Adoration, pugte das Weltreich mit buntem Ceremonialplunder auf und hauste wie ein Astatend-spot. Im Osten vertrat ihn Galerius, sein Schwiegersohn, der vom Hüttejungen zu Feldherrnrühm und Caesarenwürde erwachsen war. Ein harter, von Römerkultur kaum belehrt Mann; sich selbst und Anderen der strengste Zuchtmeister, maßlos leidenschaftlich aber im Wüthen und ohne Gewissensschwindel vor der Wahl der zur Sicherung seiner Herrschaft tauglichen Mittel. Seit im Kriege gegen Perses anfangs seinen Waffen das gewohnte Glück versagt geblieben war, schwälte der Horn unter der engen Decke seines Soldatenschädels. Er hatte den Sieg, der ihn floh, nach kurzem Lauf zwar gehascht und die Grenzen des Reiches gedehnt; warum aber lächelten die Götter nicht, wie sonst, von Beginn an schon dem Werk des Galerius Maximianus? Warum? Ein Fulgurator oder Eingeweidebeschauer gab die Antwort. Weil den Christen allzu viel Freiheit gewährt ist. Der Augustus in Rom läßt sie ja am Hof und im Heer zu den höchsten Ehrenstellen aufsteigen und ihren Regerkult hindert kein frommer Zwang. Das kränkt die Götter; und oftvielleicht werden sie ihr Angesicht noch von unseren Feldzeichen wenden. Seitdem ruhte Galerius nicht. Er bestürmte den Oberkaiser, der zu prunksüchtig faul war, um sanatisch zu sein, mit Bitte und Warnung, bis Diocletian ängstlich und in seiner Angst unmenschlich grausam wurde. Die furchtbarste Verfolgung begann. Alle Christenkirchen wurden zerstört, die Evangelienbücher verbrannt, die Herzen mit Feuer und Schwert ins alte Glaubensjoch zurückgezwungen. Wer Roms Göttern nicht opfern wollte, wurde an seinem Vermögen, an Leib und Leben gestraft. Die Tage der Cirkusschlächtereien schienen wiedergekehrt. Damals hatte der tolle Nero den Volkshoß, der mit Rachewünschen den Brandstifter, den Verwüster der urbs suchte, auf die Befenner der Galiläerlehre abgelenkt, die dem starren Nationalbewußtsein des Römers ein Gräuel waren. Jetzt wurden sie als Feinde der Götter verfahren, als die Frevler, die Roms Siegermarsch hemmten. Und jubelnd grüßte das Volk die Henkersknechte und wieder gab es Suetone, die sprachen und schrieben: Diesen geschieht nach Gebühr und löblich handelt der Herrscher, der irren, die Wehrkraft lähmenden Aberglauben mit Stumpf und Stiel

aus dem Staatskörper rodet. Wohl brannten in Caligulas Cirkus nicht mehr lebende Fackeln. Kein gekrönter Gaukler ließ seiner Wagenlenkerkunst vom bezahltem Gefindel Beifall klatschen. Einst hatte Nero selbst dem blutigen Spiel präsidirt. Im Kreis der Vestalinnen sah er auf dem Podium, mit gekräuseltem Haar, den bösen, gedunsenen Puppenkopf vorgeneigt, im kurz-sichtigen Auge einen konkav geschliffenen Smaragd, und sah schmunzelnd, wie Menschen am Pfahl verkohlten, in die Haut wilder Thiere eingenähte Menschen von wüthenden Hunden zerfleischt wurden. Oder er stieg in die Arena hinab, schlüpfte selbst in das Bestiensell und trieb mit den nackten Leibern angeketteter Jungfrauen und Jünglinge vor dem wonnevoll gaffenden Pöbel schändliche Unzucht. Das war vorbei. Galerius hielt sich sauber und Diokletian war zu müde, um von neronischer Kurzweil auch nur zu träumen. Kein Domitian trieb, kein Decius zur Wuth. Aber im Osten und Westen des Weltreiches spürte die junge Christenheit die von Pfaffen geballte Römerfaust.

In Nazara griff sie nach Dorotheens Hals. Hundert Finger wiesen ihr die stolze Christin. Hundert Augen umspähten sie, die dem Gotte der Heiden das Opfer weigert. Draußen galt, im ganzen Imperium, die in Byzanz gewachsene Sitte, als den Herrn des Himmels und der Erde den Dominus Augustus anzubeten. Der Sklavensohn, der aus eigenem Erleben den Pöbelsinn kannte, hatte sie in den Römerboden verpflanzt. Denn das gesunkene Ansehen der Kaiserei sollte, mußte gehoben werden; und wer eine Weise Anbetung erzwingt, wird der Menge bald gottähnlich scheinen. Den Kleinasiaten ward es nicht schwer, sich in den neuen Brauch zu gewöhnen: er brachte dem Stammesgedächtniß ja uraltes Erinnern herauf. Und eine Elteralose, ein dunkler Findling sandte den auf des Kaisers Befehl errichteten Altären im Vorüberstreiten keinen Kuß, wagte, zu einem Gott zu beten, der nicht der Hofgott des höchsten Weltherrn war? Immer noch lebte im Herzen des Römers das Gefühl, dem Tertullian Worte gab, als er schrieb, der Christ sei dem Heiden ein Feind der Götter, der Imperatoren, Gesetze, Sitten, der ganzen Natur. So Bestimmten kam aus Nikomedia der Wink, der ihnen die Keckerhäupter als Beute wies. Am Marterpfahl würde die Stolge das Winseln lernen. Scheu hemmt noch die Wuth: die Scheu vor der keuschen Flamme im Blick der Jungfrau. Noch einmal entreißt der schönste Schäfer das Weib, das sein Wunsch seit Monden lüstern umschleicht, der Schwielenfaust täppischer Schergen. Mit starkem Arm packt er Dorotheen und schleppt sie durch Sümpfe in stumme Wüstenei. Kein Wort wird gesprochen. Zwei Herzen klopfen, als wolle ihr Hämmer die Brustswölung sprengen; zwei Athemströme keuchen, als würden die Wände der Röhren ihnen zu schmal. Kein Wort. Keins, als sie im warmen

Versteck endlich rasten. Lange taucht des Mädchens Blick ins Auge des Jünglings, des Mannes. Das ist der Mann. Dessen Lippenspur brennt in ihrem Leib. Kein frommes Bescheiden in diesem Antlitz, kein Abglanz vom Wesen des milden Heilands. Da lobert Hier aus gespannten Zügen; zitternd harret und dennoch in trotziger Siegesgewißheit der Retter des Lohnes. Der Retter? Für Stunden, für Tage vielleicht sind sie geborgen. Dann naht die Bergeltung: und mit ihr muß er, der das Opfer aus Henkershand riß, den Todesweg wandeln. Das weiß er; und hat vor der That nicht gezaubert. Solchen Preis bot er für sie; und wird ihn zahlen. So stark ist sein männischer Wille. Und er fühlt seine Macht; fühlt, daß von seinem Blick sich ihr dunkelndes Auge nicht zu lösen vermag, sieht, wie sich das schwarze Mund auf der Regenbogenhaut weitet, die Wangen schlaff werden und feuchte Lippen sich öffnen. Zum Ruf? Schon reckt er den Arm. Doch die Jungfrau horcht ins Schweigen der Wüste hinaus, ins eigene Sehnen hinein. Am Abend des Lebens. So früh kam er, brach unerwartet in Kinderträume. „Wer unter Euch ohne Sünde ist . . .“ Langsam, lautlos entgürtet sie sich. Frei will die vom Himmel Geschenke sich schenken, nicht von blindem Taumel überwältigt sein. Der Mann lauscht; und leise gleitet die Hülle der Christin in den Sand. Ein Brustschrei, — der unter dem Druck eines heißen Mädchenmundes verröchelt. Ein wildes Rosen. Dann dämmerts über dem süßesten Wunder. Und aus dem Nachtgewölk schießt das Haupt des Argaeos röthlichen Athem hernieder.

Dreißig Nächte gingen und dreißigmal kam der Tag. Warens gar mehr? Die einsam Gepaarten zählten nicht, hätten auch der Frage, wie sie sich nährten, keine Antwort gewußt; staunten nur immer, daß noch eine neue Sonne sie ungefährdet ihrer Seligkeit ließ. Diokletian und Galerius feierten nach dem Sieg über Narses in Rom ihren Triumph und im ganzen Reich lähmte die Festlust für eine Weile den Eifer der pfäffischen Büttel. Dorothea war ver'hollen. Lohnte der Preis denn der Mühe, wenn man die verlaufene Dirne fing, die mit ihrem Buhlen längst wohl fern von Mazaka herumstrich? Ist nur mit dem Ertrag des Bettelns und Buhlens erst aus, dann fängt man, ohne sich zu rühren, die saubere Galiläerin nebst ihrem Lämmel . . . Da kommen sie. Ruhig; am hellen Mittag. Schreiten umschlungen durch den Schwarm, der nun nicht mehr, wie einstmals, verstummt, nicht mehr in scheuer Ehrfurcht flüstert: „Die Christin!“ Spotttrufe grüßen sie, geleiten sie bis ans Thor; und noch weiter drängt höhrend das junge Hirtenvolk hinterdrein. „Diese dankte sich reiner als wir und lief doch wie eine brünstige Geiß dem Vockgeruch nach!“ Den Geschmähten zuckt nicht die Wimper. Nachts hatten sie die Hütte des heiligen Mannes gesucht, der noch der Schergenstreife

entgangen war, und bei seiner ersten Rede das Morgengrau herangewacht. Im ersten Lichtschein nahmen sie aus seiner Hand das Brot, brachens und tranken den Wein, das sühnende Blut des Erlösers. Jetzt waren sie in Bereitschaft. Dorothea und Theophilus. So hieß, seit die Sonne erwacht war, der Jüngling, der die kappadokische Venus umworben, gewonnen und im Sandbett der Wüste Christensham gefunden hatte, neue Schönheit, die sein dumpf begehrender Sinn früher nicht ahnte. In Sünden die Scham, aus Sünden heitere Verachtung aller Weltlust ... In Fesseln nach Bithynien, vor Diokletians Gericht, der in Nikomedia thronte. Kein Bittern, kein Klage laut. Und wieder wichen, noch einmal, die Gaffer in scheuer Ehrfurcht vor dem Weibe zurück, das so muthig zum Richtplatz ging. Ein Leuchten schien um sie; und verstärkten Blickes schaute sie neben sich den Geliebten, dem Heil und dem Christenhimmel Geretteten. „Ist sie nicht schön? Was Kappadokien an Kristall und Dary im Schoß birgt, Weizen und Wein gäbe ich gern, wenn sie mir lächeln wollte. Nie habe ich Nero die bleiche Nacktheit geneidet, an der seine Tollheit sich in der Arena higte; jetzt weiß ich, was ihm die Flammen ins Blut trieb.“ Unter Diokletians Regierung starb Dorothea, die Kappadokin, mit Theophilus den Märtyrertod. Die Legende meldets und in jedem Jahr denkt die Christenheit des Weibes, das aus sündigem Glück, zwiefach geweiht, in die Glorie schritt. Im Monat des Fleisches drängt Dorotheens Name sich ins Gedächtniß; in der Zeit, da die Frömmsten selbst das Thier in sich entfetten und ungezügelt Natur walten lassen, — bis zur Kasteiung wieder die Glocke ruft.

„Wie abenteuerlich wir“, spricht die Hausfrau, „ist Ihre Geschichte! Kein Wort ist dran wahr; und Sie haben vergessen, daß auch die Damen heutzutage Historie lernen. Sanktam Dorotheam — beschmuzzeln Sie nur meinen Affusativ! — uns für die Karnevalsheilige ausgeben zu wollen, ist ein starkes Stück. Fast Lasterung. Denn das Mädchen aus Caesarca starb jungfräulich und es ist schlecht, modern, sardanapalisch, ihr eine Versuchung durch, ein ... ja, ein Verhältniß mit Theophilus anzudichten. Was soll uns überhaupt die Kleinasiatin, die, auch wenn sie — was noch nicht mal feststeht — eine Arierin war, unserem Germanenempfinden ewig fremd bleiben muß? Uns lebt eine andere Dorothea. Die Bäuerin, die in Danzig neun Kinder gebat, dann die Ehepflicht abwarf und in Marienwerder als Bäuerin starb. Preußens Schutzpatronin und das herrlichste Vorbild, das sich erträumen läßt. Neun Kinder und dann, mit vierundvierzig Jahren, in die Askeje. Das, lieber Herr Fabulirer, ist nationales Christenthum und tausendmal besser als Ihre Wüstenschlüpfrigkeit... Wollen Sie noch eine Tasse Thee?“